

A. Deutschsprachige Prosa vom 8. bis 17. Jahrhundert: Bestandsaufnahme und Beschreibungsprobleme

I. Zum Begriff Prosasyntax; Abgrenzung Literatur-/Schriftsprache

Eine Beschreibung der Syntax der Gegenwartssprache basiert gewöhnlich auf Prosaschriften, eventuell angereichert um Besonderheiten des mündlichen Sprachgebrauchs, nicht aber auf gebundener Rede mit ihren Stellungsfreiheiten.¹ Für eine Darstellung der historischen Syntax ist dies jedoch nicht selbstverständlich, man betrachte nur die Quellen in heute noch grundlegenden Werken wie Behaghels vierbändiger ‚Deutsche[r] Syntax‘ (1923–1932) oder Schröblers Syntaxeil in der ‚Mittelhochdeutsche[n] Grammatik‘ von Paul/Moser/Schröbler/Grosse (1982, 293ff.)².

Auf diesem Hintergrund ist das Postulat Eberts (1978, 6f.) für (künftige) Untersuchungen zur historischen Syntax zu verstehen:

„Womöglich soll man von Prosatexten ausgehen, in denen der normale Gebrauch nicht von den Bedürfnissen von Reim und Rhythmus beeinflusst wird. Poetische Texte haben insofern ihren Wert, als in ihnen oft altertümliche Formen und Konstruktionen erhalten sind.“

Ein wesentlicher Grund für diese mißliche Forschungssituation liegt in der Verfügbarkeit der Quellen selbst: In der althochdeutschen Periode sind – wenn man von der Übersetzungsliteratur mit ihren speziellen Problemen absieht – originale deutsche Prosatexte äußerst rar, während für einen großen Teil der Prosa des Hoch- und Spätmittelalters Editionen fehlen. Obgleich es in den letzten Jahrzehnten eine Reihe von Einzelarbeiten und größeren Forschungsprojekten gibt, die diesem Mißstand allmählich abzuhelpen versuchen, gelten daher trotz dem „unverkennbar neue[n] Schwung der Mittelalter-Philologie“ (Wehrli 1984, 12) speziell auf den Gebieten der Geistlichen Prosa und der Fachprosa auch heute noch die Einleitungsbemerkungen Stammlers zu seinem grundlegenden Werk ‚Mittelalterliche Prosa in deutscher Sprache‘ (21960, 750):

„Die Darstellung der deutschen Prosa im Mittelalter bietet weit größere Schwierigkeiten als die Dichtung. Obwohl über die Hälfte der geistigen Erzeugnisse im deutschen Mittelalter in Prosa gehalten ist, hat sich die Forschung ihr gegenüber spröde verhalten. Die meisten, und z.T. sehr wesentlichen, Texte schlummern noch in den Bibliotheken und warten auf die Veröffentlichung. Und die stilgeschichtliche Auswertung hat überhaupt kaum begonnen. Das muß um so mehr wunder nehmen, als für die Aufhellung der deutschen Sprachgeschichte gerade die Prosa von grundlegender Bedeutung ist. Wer wird eine nhd. Syntax auf Goethes ‚Hermann und Dorothea‘, auf Hölderlins Oden und Storms Lyrik, auf Liliencronns ‚Poggfred‘

1 Zur Etymologie: Prosa <lat. *prosa* [<*provorsa*] *oratio* = die geradeausgerichtete Rede (vgl. Besch 1972, 759f.).

2 In dieser leicht überarbeiteten Neuaufl. der Grammatik hat Grosse Schröblers erstmals 1969 erschienene Syntax (und auch die Belegsammlung) kaum geändert, sondern die Bearbeitung der noch nicht berücksichtigten Prosatexte langfristig in Aussicht gestellt (Vorwort S. XX): vorläufig bleibt sie daher eine „Vers-Syntax“ (Seidemann 1985, 228).

und die Gedichte Georges aufbauen? Doch für das Mhd. glaubte man derartiges unbedenklich tun zu dürfen. Gerade die Geschichte der deutschen Syntax kann erst erkannt werden, wenn die Prosadenkmäler daraufhin ernsthaft durchgearbeitet sind.“

Am Ende seiner Abhandlung, die der literatur- und stilgeschichtlichen Erschließung des vorgestellten Textmaterials diene, merkt Stammer nochmals an: „Eine Geschichte der deutschen Prosa gibt es noch nicht und kann es noch nicht geben“ (Sp. 1079). Stammers Forschungen fanden besonders Fortsetzung an der Universität Würzburg im Umkreis von K. Ruh. Das auf Stammer zurückgehende ‚Verfasserlexikon‘³ wird dort seit 1978 neu aufgelegt.⁴ Eine Reihe von Editionen und Untersuchungen entstanden im Rahmen der Würzburger Forschergruppe ‚Prosa des deutschen Mittelalters‘ (1973–1984),⁵ deren Programm für die Forschungslage aufschlußreich war:

„[...] es war vor allem ein gewandeltes Verständnis von Literatur, das neue Anreize bot, sich dem Spätmittelalter zuzuwenden. So ließ die Betonung der kommunikativen Funktion von Literatur neben ihrem ästhetischen Wert Gebrauchsliteratur, vor allem prosaische Schrifttumstypen, als forschenswert erscheinen: diese aber treten erstmals im Spätmittelalter in differenzierten und charakteristischen Ausformungen auf. [...]

[...] Die Analyse unserer Sprache ergibt einen entsprechenden Befund: wesentliche Bereiche der Morphologie, der Syntax und des Lexikons haben sich in ihrer heutigen Gestalt in spätmittelhochdeutscher Zeit ausgeformt. Die historische Sprachwissenschaft trägt dieser Tatsache zunehmend Rechnung.

Dies hängt zweifellos mit jenem Emanzipationsprozeß im Spätmittelalter zusammen, durch den sich eine volkssprachliche Laienkultur aus der universalen Schriftlichkeit des Lateinischen ausgegliedert hat [...]. Der erwähnte Prozeß [...] umfaßt alle Bereiche des damaligen Wissens und schafft damit die eigentlichen Voraussetzungen für die Schriftkultur der Neuzeit. [...]

Die deutsche Prosa beginnt, spätestens vom 14. Jahrhundert an, als literarisches Medium fast alle Bereiche des Lebens zu erfassen; sie übertrifft den Bestand versifizierter Texte bald um ein Vielfaches. Der bisher auch auf dem Gebiet der spätmittelalterlichen Prosa fast nur auf den ‚kanonisierten Höhenkamm‘ der Literatur gerichtete Blick wird weder der Masse noch der Eigenart und der Eigenständigkeit dieser vielfältig ausgeformten Prosa gerecht“ (Grubmüller u.a. 1973, 157–159).

Seit 1984 werden in einem Sonderforschungsbereich der Universitäten Würzburg und Eichstätt ‚Wissensorganisierende und wissensvermittelnde Literatur im Mittelalter‘ die hier beschriebenen Ursachen und Folgen der Entstehung einer volkssprachlichen deutschen Prosa besonders unter dem Gesichtspunkt der Laisierung der Wissensinhalte untersucht.

Aufgrund der Quellenlage ist besonders die frühneuhochdeutsche Periode in den Brennpunkt des editorischen wie auch des sprachwissenschaftlichen Interesses gerückt. Der Forschung eröffnet sich hier noch ein weites, reizvolles Feld für neue Entdeckungen. In dieser Epoche beginnt sich die Prosaliteratur in den verschiedensten

3 Vgl. u.a. Steer (I, 1970, 207).

4 Zum heutigen Stand der Forschung s. Ruh (1985b, 265): „weit mehr als die Hälfte der Denkmäler“ befinde sich noch „in der Phase des Aufbereitens“.

5 Z.T. publiziert in den Reihen ‚Texte und Textgeschichte‘ (Niemeyer-Verlag) und ‚Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters‘ (Artemis- und Beck-Verlag).

Textsorten variationsreich zu entfalten. Zugleich wird die Basis sichtbar, von der aus sich die heutige Schriftsprache über Jahrhunderte zu einem immer differenzierteren Instrumentarium entwickelt hat, mit dem sich auf allen Gebieten der Literatur, der Wissenschaft, aber auch des alltäglichen Gebrauchs komplizierte, unterschiedliche Inhalte ausdrücken lassen. Die neuere Sprachgeschichtsschreibung widmet denn auch der frühneuhochdeutschen Epoche immer mehr Raum. Dennoch war und ist es ein weiter Weg von der früheren Konzentration auf Kanzlei-, Geschäfts-, Chroniken- und Luthersprache bis zur Beachtung des ganzen Spektrums an Prosatextsorten, die das Frühneuhochdeutsche zu bieten hat. Diese Erweiterung des Blickwinkels ist derzeit im Gange. Ferner werden Forschungsmethoden etwa zur Textsorten- oder Sprechaktklassifikation, die an der Gegenwartssprache entwickelt wurden, nun auch auf frühere Epochen angewandt.⁶

Das sprachhistorische Interesse an der frühneuhochdeutschen Periode gründete sich ursprünglich darauf, daß die in Frage kommende Zeit, besonders das ausgehende 14. sowie das 15. und 16. Jh., sprachlich nicht mehr als Ausklang des Mittelhochdeutschen, als ausgehendes Spätmittelalter betrachtet wurden, sondern als Anfang von etwas Neuem, Grundlage der Neuzeit, eben als Frühneuhochdeutsch. Diese Ansicht vertraten zwar schon Sprachhistoriker des 19. Jhs., doch die detaillierte Beweisführung erfolgte erst im 20. Jh.,⁷ allerdings fast ausschließlich phonologisch, morphologisch und lexikalisch.⁸ Die Syntax spielt in den großen Epochendarstellungen bei der Frage nach Periodisierungskriterien bisher kaum eine Rolle.⁹

Nur der Syntax als Grundlage für die Ausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache ist hingegen ein Forschungsunternehmen in der DDR gewidmet: Auf der Grundlage des traditionellen Interesses ostmitteldeutscher Universitäten an der

6 Man vgl. exemplarisch für eine Textsorte Schwitalla (1983), mit allgemeinen Überlegungen Kästner/Schütz/Schwitzalla (1985).

7 Die Ergebnisse finden sich zur Begründung der Periodisierungen in allen neueren Sprachgeschichten nachskizziert, besonders ausführlich, mit Demonstrationstexten, in Eggers (I–IV, 1963 ff.). Einen vergleichenden Überblick der verschiedenen Ansätze gibt Schmidt (1969, 63f.); mit detaillierten theoretischen Erörterungen s. Schildt (1982). Viele Sprachwissenschaftler nehmen als Ende des Frühneuhochdeutschen „Mitte 17. Jh.“ an (so etwa Sonderegger 1984, 130f.); Penzl (1984, 12) setzt die Grenze erst „am Anfang des 18. Jhs., etwa 1730“ (Kriterium: Vereinheitlichung der Schriftsprache): Auch in Teil B dieser Untersuchung wird ein Ausholen bis ins 18. Jh. unter dem Gesichtspunkt der Grammatikalisierung syntaktischer Entwicklungen gelegentlich nötig sein. Die Literaturwissenschaftler hingegen erkennen heute eher „gegen Ende des 16. Jahrhunderts [...] eine tiefe Zäsur“ (Wehrli 1980, 1168; aufgenommen von Stackmann 1984, 11, gegen die herkömmlichere Auffassung einer Epochengrenze zu Beginn der Reformation).

8 Das gilt bislang auch für das Bonner Projekt ‚Grammatik des Frühneuhochdeutschen‘, begonnen unter der Leitung von W. Besch, H. Moser, H. Stopp 1972 (vgl. Graser/Hoffmann 1973), in dem die Torso gebliebene ‚Frühneuhochdeutsche Grammatik‘ V. Mosers (1929 ff.) ergänzt, aber mit einem fundierten Quellencorpus (1350–1700) auf eine adäquate Basis gestellt werden soll (s. dessen Vorstellung in Hoffmann/Wetter 1985). Zur ursprünglichen Zielsetzung s. auch Henne (1974). Danach waren/sind längerfristig auch syntaktische Untersuchungen geplant. Dasselbe gilt für ein Projekt von U. Maas, vgl. u. Anm. 10.

9 Anders offensichtlich in Moser/Wellmann/Wolf (1981 ff.), doch liegt erst der 1. Bd. von Wolf (1981a) vor, bei dem die Abgrenzung des Mittelhochdeutschen zum Althochdeutschen im Zentrum steht.

Erforschung des Ostmitteldeutschen, also der Sprache Luthers und der sächsischen Kanzlei, die von einem Teil der Forschung heute noch als eigentliche Wiege des Neuhochdeutschen betrachtet werden, hatte Frings 1964 die Reihe ‚Bausteine zur Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen‘ ins Leben gerufen. Band 1 ist der 1. Teil der deutschen Fassung der Sprachgeschichte Guchmanns (1964). In weiteren Bänden dieser Reihe – bisher sind rund 60 Titel erschienen – wurde vor allem Archivmaterial ostmitteldeutscher Urkundenzentren aufgearbeitet. Gesondert erwähnt sei hier nur Skála (1967), der gegen Frings argumentiert, daß der Beitrag des Südens, also des Oberdeutschen, für die Entwicklung der deutschen Schriftsprache nicht auf bloße „Zuschüsse“ reduzierbar sei. Anstelle einer einseitigen Konzentration auf das Ostmitteldeutsche oder aber auf die Prager Kanzleisprache hebt er besonders die Rolle der wirtschaftlichen wie sprachlichen Beziehungen im Dreieck Regensburg, Nürnberg, Eger als einen wichtigen, zeitlich früher liegenden Faktor in der Diskussion um die Ansätze zur Entstehung einer Einheitssprache hervor.¹⁰ – Von besonderem Interesse für unser Thema ist jedoch eine unter Nr. 56 eröffnete Sub-Reihe ‚Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache auf der syntaktischen Ebene (1470–1730)‘. Der 1. Band, hg. von Kettmann/Schildt (1976), enthält u.a. Aufsätze zur Ausbildung des Satzrahmens (Schildt) und zum Verbalkomplex (Schieb). Der 4. Band von Admoni (1980) gilt dem neuhochdeutschen Satzgefüge, der 5. Band von Guchmann/Semenjuk (1981) Tempus und Modus. Insgesamt ist keine umfassende Syntax des genannten Zeitraums angestrebt, sondern Transparenz in einzelnen Fragen der Herausbildung syntaktischer Norm „schlechthin“ (vgl. Bd. 56/1, 35). Auf diese Abhandlungen werde ich in Teil B.II. genauer eingehen. Zunächst sei nur auf die beiden in den Titeln immer wiederholten Begriffe „Literatursprache“ und „Ausbildung der Norm“ hingewiesen. In der Einleitung von Kettmann/Schildt (1976) finden sich dazu folgende grundsätzliche Erläuterungen:

„Unter Literatursprache verstehen wir in Anschluß an M.M. Guchmann eine bewußt gestaltete, geformte Sprache, die sowohl im mündlichen wie im schriftlichen Verkehr angewandt wird. ‚Die ›geformte Sprache‹ setzt voraus, daß aus dem Gesamtinventar sprachlicher Mittel aufgrund mehr oder weniger bewußt angelegter Kriterien eine bestimmte Auswahl getroffen und im Zusammenhang damit eine größere oder geringere Regelung vorgenommen wird.‘ Die Literatursprache ist eine historische Kategorie; ‚Grad der Formgebung sowie Strenge der Auswahl und Regelung können nicht nur in verschiedenen Literatursprachen, sondern auch in verschiedenen Perioden der Geschichte einer Sprache verschieden sein.‘ Der Begriff Literatursprache als Bezeichnung für eine bewußt gestaltete Sprachform ist in der wissenschaftlichen Tradition der UdSSR, Italiens und Frankreichs weit verbreitet, Standardsprache vor allem in der englischen und amerikanischen Fachliteratur. In der deutschen Sprachwissenschaft werden Schriftsprache, Hochsprache, aber auch Gemeinsprache und Einheitssprache in der gleichen Bedeutung gebraucht“ (S. 18f.).

10 Zur Forschungsdiskussion bis Frings vgl. Mattheier (1981, 274ff.). Er hält Frings dann zunächst die „Ausgleichs- und Mischungsthese“ von Besch (dargelegt in Besch 1967; 1968; 1979) entgegen, modifiziert diese jedoch (in Anlehnung an E. Coserius Sprachprestigekonzept) zu einem soziologisch begründeten Sprachwertmodell, das die Ausbreitungsbedingungen bestimmter (prestigereicher) Sprachvarietäten mit berücksichtigt (vgl. u. Anm. 13).

Ein Projekt an der Universität Osnabrück (s. Maas/McAlister-Hermann 1984, 1ff.) hat zum Ziel, die Forschungslücke der „jüngeren frühneuzeitlichen Sprachgeschichte“ im norddeutschen Raum zu füllen.

„Unter Norm verstehen wir in Anschluß an N. N. Semenjuk allgemein die ‚Gesamtheit der stabilsten, traditionellen, durch die gesellschaftliche Sprachpraxis ausgewählten und fixierten Realisierungen der Elemente der Sprachstruktur‘. Norm beruht auf der Auswahl aus den Möglichkeiten des Sprachsystems; sie ist durch Stabilität und Verbindlichkeit gekennzeichnet, unterliegt aber durchaus auch gesellschaftlich bedingten Veränderungen. Ein Sonderfall liegt in der literatursprachlichen Norm vor, die ‚die Gesamtheit kollektiver Realisierungen des Sprachsystems darstellt, die von der Gesellschaft auf einer bestimmten Etappe ihrer Entwicklung anerkannt und als richtig und vorbildlich aufgefaßt werden.‘ Ihr spezieller Charakter besteht darin, daß an ihrer Ausbildung mehrere Subsysteme, d.h. z.B. Dialekte oder territorial mehr oder weniger gebundene Varianten der Literatursprache teilhaben können; sie hat in der Regel Geltung für größere Gebiete und ist durch eine Vielfalt von Funktionen gekennzeichnet. Auch die literatursprachliche Norm zeigt einerseits Stabilität, ist aber andererseits veränderlich, abhängig von den Kommunikationsbedürfnissen der unter unterschiedlichen gesellschaftlichen Bedingungen lebenden Menschen. Norm ist in diesem Sinne eine Erscheinung der Sprachverwendung, des Sprachusus“ (S. 19f.).

Die hier gegebene Definition von ‚Literatursprache‘ herrschte bis vor kurzem in der DDR auch bei der Beschreibung der ‚Existenzformen‘ der Gegenwartssprache vor; sie unterscheidet sich von dem sonst üblichen engeren Gebrauch dieses Begriffs für die Sprache der schöngestigten Literatur. In jüngster Zeit nimmt jedoch auch dort die Verwendung von ‚Standard(sprache)‘ zu.¹¹ Aus der englischsprachigen Linguistik entlehnt, wird dieser Begriff seit den 70er Jahren bevorzugt, um Assoziationen zu vermeiden, die sich bei ‚Hochsprache‘ oder ‚Schriftsprache‘ einstellen könnten, der heutigen Sprachwirklichkeit aber nicht (mehr) gerecht werden – was mögliche neue Mißverständnisse nicht ausschließt.¹² Für sprachgeschichtliche Beschreibungen wäre der Begriff ‚Standardsprache‘ jedoch geradezu irreführend, da es im Spätmittelalter und noch im 16. Jh. eben keine allgemein gültigen schriftsprachlichen Normen oder Standards gab: Für die verschiedenen Schriftsprachen und Stiltraditionen dieser Zeit ist Guchmanns Begriff der Literatursprache(n!) im Gegensatz zu den gesprochenen Dialekten eher zutreffend.¹³

11 Während Nerius (1985) noch durchgehend ‚Literatursprache‘ verwendet (S. 61 mit den Synonymen ‚Hochsprache, Standardsprache‘, wie in der oben aus Kettmann/Schildt 1976 zitierten Stelle), entscheidet sich Hartung (1985) für ‚Standard(sprache)‘ wegen „zahlreicher Mißverständnisse und unnötiger Diskussionen, die Begriffe wie ‚Hochsprache‘, ‚Gemeinsprache‘ oder ‚Literatursprache‘ immer wieder auslösen“ (S. 80 Anm. 5). Eine solche Diskussion hatte es nach den Referaten der beiden DDR-Wissenschaftler auf der Jahrestagung des Instituts für deutsche Sprache 1984 zum Thema ‚Sprachkultur‘ gegeben: Dort wurde auch auf die Problematik der Gleichsetzung von Standardsprache und Literatursprache hingewiesen, mit dem Argument, daß sog. anerkannte Schriftsteller heute jegliche Varietät des Deutschen benützen bzw. daß „sprach- und literaturgeschichtlich herausragend[.] Leistungen einzelner Schriftsteller und Dichter“ nur aufgrund „der Freiheiten und der kreativen Potenzen“, d.h. „letztlich als Abweichungen von einem den Kulturbestand sichernden Kodex“ [= Standard] entstehen (Zitate aus Wimmer 1984, 15).

12 Vgl. Jäger (1980) oder Bußmann (1983, 502).

13 Mattheier (1981, 298ff.) charakterisiert die Zeit „um 1400 als ein recht komplexes und differenziertes Sprachwertsystem“ mit verschiedenen „regionalen Schreibsprachen“, ohne „klare[.] überregionale[.] Normen“. Auf dieser Folie beschreibt er dann Ausgleichsprozesse: zwischen den „Sprachvarietäten“ des oberdeutschen und des ostmitteldeutschen Raumes“ im 15. Jh.; „die oberdeutsche Schreibvarietät von Augsburg“ (das ‚Gemeine

Neun Artikel des ‚Lexikon[s] der Germanistischen Linguistik‘ (Nr. 82–90) sind der Literatursprache (im westdeutschen Verständnis) gewidmet. Saße (1980, 698) legt dar, daß Literatursprache zum einen gegenüber der Alltagssprache als „voll entfaltete Sprache“ verstanden wird (wobei Alltagssprache als Sprache minderer Qualität erscheint, wie schon bei Hamann und Humboldt). Zum anderen sei Literatursprache in der neueren Linguistik, die von der Alltagssprache als Normalsprache ausgeht, „als abweichende Sprache“ definiert, wie etwa bei Jakobson und anderen Strukturalisten und Stilistikern. Aber auch der jetzt neue Gegenbegriff ‚Alltagssprache‘ erfährt in der Linguistik – unabhängig davon, ob er als Normalsprache oder depravierte, restringierte Sprache betrachtet wird – die unterschiedlichsten Definitionen, je nachdem, in welches Bezugssystem von Synonymen und Antonymen er gestellt wird. Die einen verstehen darunter ähnliches wie Umgangssprache, eine Form der Alltagskommunikation, die durch die Bedingungen des mündlichen Sprachgebrauchs bestimmt ist: So beschreiben sie etwa für das Gegenwartsdeutsch Riesel (1964) oder später Engel (1974). Trier (1966) hat hingegen vorgeschlagen, Umgangs- und Alltagssprache differenzierend zu gebrauchen: Umgangssprache als regionalsprachlichen Begriff zwischen Dialekt und Gemeinsprache, Alltagssprache jedoch medial für die gesprochene Sprache, die situationsabhängig ist, was sich besonders in stark elliptischer, scheinbar zusammenhangloser syntaktischer Gestaltung äußern kann.¹⁴ Die Stilistik wiederum, z.T. im Anschluß an die Prager Funktionalstilistik, definiert Alltagssprache als die inoffizielle, stilistisch nicht bewußt geformte Sprache des Alltags, ausgerichtet auf das Daß der Kommunikation und nicht auf das Wie. Alltagssprache setzt sich damit nicht nur von der Literatur- oder Kunstsprache ab, sondern auch von der sog. Gebrauchssprache:¹⁵ Dieser Terminus wird heute vorwiegend für die (halb-)offizielle Sprache der Medien, des öffentlichen Lebens und der technischen und wissenschaftlichen Fachkommunikation verwendet. In Literaturgeschichten findet man auch den Terminus ‚Gebrauchsprosa‘, und zwar spezieller für Prosa, die in praktischen Verwendungszusammenhängen steht (vgl. u.S. 15), sowie allgemeiner im Gegensatz zu ‚Dichtung‘ als Überbegriff für alle Arten gebundener, geformter Sprache.

Durch diese Begriffsvorstellungen sollte bewußt gemacht werden, daß das Untersuchungsgebiet ‚Prosa‘ mit allen genannten Kategorien zu tun hat, wenngleich es durch keine allein und ganz zu fassen ist: ‚Literatursprache‘ schließt in jeder Definition Dichtung mit ein, d.h. Formen der sprachkünstlerischen Gestaltung, die für die Prosa entfallen. Andererseits ist die Überlieferung zu Beginn der schriftlichen Aufzeichnungen so gering, daß die Literaturgeschichten zumindest für die althochdeutsche

Deutsch‘) Anfang des 16. Jhs. als Prestigevarietät der kaiserlichen Kanzlei und guter Drucker; die „Verlagerung des Sprachwertzentrums in den ostmitteldeutschen Raum“ durch die „Wirkung Luthers und der Reformation“ und das wirtschaftliche, kulturelle und administrative Gewicht des sächsisch-thüringischen Raumes. – Detaillierter Schieb (1975, 198ff.) für die Zeit um 1500: „Die sprachlichen Verhältnisse auf dem weiten deutschsprachigen Gebiet waren höchst differenziert, horizontal wie vertikal, d.h. sprachgeographisch wie sprachsoziologisch und sprachstilistisch.“ „Denn an ökonomischen, politischen und kulturellen Zentren gab es vielerlei Ansätze zu zweckentsprechenden multifunktionalen, wenn auch noch sehr heterogenen Formen einer überlandschaftlichen deutschen ‚Literatursprache‘.“

14 W. Haas (1978, 198ff.) modifiziert dieses Schema weiter.

15 Zur Definition der drei Begriffe vgl. Sanders (1977, Kap. 1.2).

Periode alles miterfassen, was überhaupt aufgeschrieben wurde, unabhängig von „literarischer“ Qualität. Für das Frühneuhochdeutsche wiederum ist die Überlieferungslage noch gar nicht voll zu überschauen, so daß in den Literaturgeschichten ebenfalls alle möglichen Textsorten, auch solche ohne eigentliche literarische Bedeutung, mit angeführt werden, weil eine abschließende wertende Sichtung noch nicht möglich ist – während ein solcher Kanon für die mittelhochdeutsche Literatur der „Blütezeit“ aufgrund des lange auf diese Epoche konzentrierten literarischen Interesses vorliegt, und zwar vielleicht ein zu enger. Burger (1980, 707) hat dieses Dilemma im Anschluß an neuere Entwicklungen in der Mediävistik treffend beschrieben: „Eine Erwartungshaltung, die ausschließlich von modernen Vorstellungen von Literatur geprägt ist“, sei mittelalterlichen Texten gegenüber unangemessen, da „der pragmatische Rahmen, der Texte als Literatur erkennbar macht“, bei ihnen erst erarbeitet werden müsse:

„Weniger vermag jedoch einzuleuchten, mit welchem Recht nahezu die gesamte hoch- und spätmittelalterliche Prosa zur Theologie und den ‚artes‘, sofern sie nicht der Mystik zuzuordnen ist, aus dem Bereich des in der Literaturgeschichte zu Behandelnden ausgeschlossen wurde. Jüngste Forschungen zur ‚deutschen Scholastik‘ und zur Fachprosa (Medizin, Jagd ...) haben eindrücklich gezeigt, daß die höfische Literatur ebensowenig wie die mystischen Texte eines Eckhart, Tauler, Seuse denkbar wären ohne die lexikalische und syntaktisch-stilistische ‚Kleinarbeit‘ der Prosaautoren. Nun wäre es ebenso verfehlt, für das gesamte Mittelalter alles schriftlich Überlieferte als Literatur einzustufen, wie das manche Vertreter der Fachprosaforschung in der Euphorie ihrer Entdeckungen tun. Fachprosa ist ermöglichender Hintergrund für Literatur, kaum aber selbst als Literatur zu werten, wenn man die Kategorie Literatur nicht bis zur Untauglichkeit überdehnen will.“

Mit ‚Fachprosa‘ führt Burger ein weiteres Teilgebiet der Prosa an, das weder literatur- noch alltagssprachlichen Stilvorstellungen entspricht. Doch ist Vorsicht geboten, denn gerade Eis, Protagonist mittelalterlicher Fachprosaforschung, verwendet den Terminus ‚Prosa‘ für diese Textgruppe nicht „zur Bezeichnung der ungebundenen Darstellung gegenüber der durch Rhythmus und Reim gebundenen Versform“, sondern vielmehr „zur Kennzeichnung von nüchtern-gegenständlichen Inhalten gegenüber der phantasievoll-gehobenen Dichtung“, im Sinne von „prosaisch“ (Eis 1971, 528). In seinen Darstellungen zur Fachprosa findet sich also Prosa neben Gereimtem.¹⁶

Es ist bisher kaum untersucht, ob sich die Spezifik fachsprachlicher Texte vorwiegend im lexikalischen Bereich äußert, wovon man lange in der modernen Fachsprachenforschung ausgegangen ist, oder ob sich diese auch in der Syntax niederschlägt. Für das Hoch- und Spätmittelalter aber stellt sich noch die grundsätzlichere Frage, was überhaupt unter Fachprosa gefaßt wird. Die ursprüngliche Definition von Eis als „nichtdichterisches Schrifttum geistlichen und weltlichen Inhalts“ ist als methodischer Ansatz von der neueren Fachprosaforschung für untauglich erklärt worden.¹⁷ Eine der Schwierigkeiten besteht darin, daß „Fachliteratur, Gebrauchsliteratur und Dichtung“ in dieser Zeit „keinen deutlichen Gegensatz“ bilden,

¹⁶ Eis (1960) jedoch behandelt, der Anlage des Handbuchs entsprechend, nur Prosatexte (s. Sp. 1118).

¹⁷ S. dazu genauer Kästner/Schütz (1983, 450f.).

„zumal die heutige Trennschärfe zwischen wissenschaftlicher, dichterischer und alltagsorientierter Denk- und Sprachwelt damals nur ansatzweise ausgebildet war“ (Kästner/Schütz 1983, 452). Einteilungen in „geistliche“ und „weltliche“ (Stammler ²1960) bzw. „erzählende“ Prosa (Ruh 1978a, b) liegen offensichtlich wieder andere Kriterien zugrunde, von denen dann u.U. weitere Prosabereiche wie Geschichtsschreibung, juristische Literatur, Sage und Märchen, Rätsel und Sprichwort zu unterscheiden sind.¹⁸ Jeder dieser Bereiche ist in eine Reihe weiterer Textsorten aufzufächern. Die damit verbundenen Probleme werden im nächsten Kapitel erörtert. Hier sei nur festgehalten, daß heute zunehmend in der Mediävistik

„der Literaturbegriff, der angemessen dem Mittelalter zugrundegelegt wird, alle ‚geordneten‘ Texte umfaßt, d.h. das Schrifttum schlechthin außer dem urkundlichen, soweit es sich auf bloße Rechtsverbindlichkeit beschränkt. Das heißt zunächst einmal, daß sich hier die Trennung von Ästhetik und Lebenspraxis noch nicht vollzogen hat“ (Ruh 1985b, 263).¹⁹

Wie auch immer die literaturwissenschaftlichen Einteilungen aussehen: Eine Geschichte der Syntax der Prosa hat es mit allen Prosatextsorten zu tun (auch den von Ruh ausgeklammerten urkundlichen): mit Literatursprache(n) und Alltagssprache (wo auch immer diese in mittelalterlichen Texten greifbar sein mag), Fachsprachen etc. Alle sind Schriftsprache in dem Sinne, daß sie schriftlich überliefert sind und zum großen Teil einem gewissen regionalen oder auch schon überregionalen, gattungsspezifischen bzw. funktionalstilistischen Usus folgen, sofern sie nicht die ersten Exemplare ihrer Art sind. Sie sind aber noch nicht Schriftsprache im Sinne verbindlicher überregionaler Normen, also keinesfalls Einheits- oder Standardsprache.

Eine einheitliche Prosasyntax gibt es allerdings auch im Neuhochdeutschen nicht, da für jede Textsorte besondere Frequenz- und Distributionsregeln gelten. Schriftsprachliche Variation wird jedoch heute (außerhalb des kreativ-innovatorischen Bereichs experimenteller Literatur) nur als Stil- oder Textnormenproblem erlebt, nicht aber in Unterschieden der grammatischen Norm, die für das Mittelalter zusätzlich hinzutreten. Dennoch entwickelten sich allmählich „kommunikative Gepflogenheiten“ (Giesecke 1980, 41) – in verschiedenen Institutionen mehr oder weniger regional/überregional gepflegte, durch Übersetzungen aus dem Lateinischen, dem Französischen etc. sich einbürgernde, mit den schriftsprachlichen Gattungs- und Textsortentraditionen sich festigende, usw.:²⁰ Grundzüge, Entwicklungstendenzen

18 Mit diesen separaten Beiträgen ergänzt Stammler im gleichen Werk seinen Artikel, s. Grundmann (²1962), Bader (²1962), Peukert (²1962a,b), Hain (²1962). Mit einem aktuelleren Forschungsbericht zu Märchen, Sage, Predigtmärlein, Legende, Schwank, Witz s. Hain (1971).

19 Dieser „erweiterte Literaturbegriff“ geht auf Hugo Kuhn zurück, der ihn in seinen Entwürfen (1968, 1969, 1980a) schrittweise entwickelt hat (s. Ruh 1985b, 266). Das ‚Verfasserlexikon‘ ist nach Ruh (S. 265) das einzige literarische Handbuch, dem diese Konzeption eines Literaturbegriffs zugrunde liegt, „der die Schriftlichkeit mit Literatur gleichsetzt“. – Daß sich mit einer solchen Konzeption dennoch viele Mediävisten schwer tun, deutet Ruh (S. 264f.) an zum Titel ‚Poesie und Gebrauchsliteratur im deutschen Mittelalter‘ (hg. v. Honemann u.a. 1979): vgl. dazu auch Wehrli (1984, 186f.).

20 Vgl. Schieb (1975, 199f.) zu überregionalen Ansätzen bestimmter Funktionalstile, „wie sie um 1500 z.B. in vielfältigen Formen einer Geschäfts- und Kanzleisprache schon zu den

sind aufzeigbar, und darum wird es in Teil B gehen. Wesentliche Unterschiede zwischen den einzelnen Textsorten hingegen können aufgrund der Forschungslage bislang nur punktuell, im Spiegel einzelner Untersuchungen, aber nicht kontinuierlich verfolgt werden, obgleich sie, wie sich schon aus den bisherigen Andeutungen erwarten läßt, mindestens ebenso bedeutsam für die Ausbildung der Prosastilsorten sind wie diachrone Gesichtspunkte.

Bei einer stilistischen Betrachtung stellt sich des weiteren für das Mittelalter die Frage, ob sprachliche Unterschiede auf die Übernahme der drei klassischen Stilarten (niedriger, mittlerer und erhabener Stil) in die Volkssprache zurückgehen. Haug (1985, 7ff.) hat in seinem Kapitel „Antike Rhetorik und christliche Ästhetik“ dargelegt, daß die Stilstufen in der christlichen Literatur frei verfügbar wurden und nach Bedarf gewechselt werden konnten.²¹ Im Humanismus kam es jedoch zu einer neuen „Hochachtung vor einem stilistischen Können, das alle drei klassischen Stilarten“ beherrschte (Henne 1978, 325). Die Varianten des *stilus poeticus* (\approx *ornatus difficilis*) mit langen Perioden, Metaphern etc. und des *stilus subtilis* (\approx *ornatus facilis*) mit eher „kurzen unperiodischen und syntaktisch symmetrischen Sätzen“ stellten nach Henne (S. 325f.) im Frühhumanismus „die zwei wesentlichen Varianten auch rhetorisch durchgeformter Prosa“ dar. Welche Textsorten davon betroffen sind und ob daneben auch ältere, eigenständige volkssprachliche Erzählweisen fortleben,²² sei dem Kapitel über „Satzkomplexität“ (B.II.4) vorbehalten. Mit Wehrli (1984, 188) wird hier die „Suche einer Prosaform für die gesteigerten Ansprüche des Unterrichts, der Seelsorge, der literarischen Unterhaltung“ als „der vielleicht wichtigste und spannendste Prozeß der mittelalterlich-deutschen Literaturgeschichte“ betrachtet.²³

sprachlichen Errungenschaften gehörten, die früheren Generationen zu verdanken waren“. Giesecke (1980, 41f.): Innerhalb der verschiedenen sozialen, politischen und kulturellen Systeme entwickeln sich spezifische „Formen der Wissenstradierung“, doch „fehlt ein Medium, welches als ‚gemeinsames Drittes‘ die Verbindung zwischen den verschiedenen Mundarten, Funktionalstilen, Ausgleichssprachen sowie den lateinischen und deutschen Schreibsprachen sichern kann.“ S. ferner Wehrli (1984, 287f.).

21 Begründung: in christlicher Sicht gebe es „keine objektive Hierarchie der Gegenstände“. Dies resultiere „insbesondere aus der Notwendigkeit, den einfachen Stil der Bibel gegen seine gebildeten Verächter zu verteidigen“, der, wie die Menschwerdung Christi, „*humilis* und *subtilis* in einem“ sei (S. 18). Dem „dezidierten Bekenntnis zur Rusticitas“ stehe „jedoch anderweitig das immer neue Bemühen um die hohe Form gegenüber (S. 23).

22 In traditionelleren Literaturgeschichten, etwa Rupprich (1970, 80), wird gewöhnlich zwischen der „Ausbildung einer literarischen Erzählsprache hin auf ein Gemeindedeutsch“ (erwachsen „aus spätmittelalterlicher Gesellschafts- und Gelehrtensprache“) und der „akademische[n] Kunstprosa in deutscher Sprache“ im Frühhumanismus des 15. Jhs. unterschieden. Weitergehend setzt Wehrli (1984, 188) für die ganze volkssprachliche Prosa vom Althochdeutschen bis ins Spätmittelalter eine „kunstlos-schlichte“, anspruchslose Richtung neben einem „ganz andere[n] Verständnis der Prosa“ als „Kunstform mit ihren eigenen Mitteln und Möglichkeiten“ im Gefolge der antiken Rhetorik an. Diese Annahmen gilt es im Syntaxteil aus linguistischer Sicht genauer zu prüfen!

23 Zur mittelalterlichen Rhetorik und Ästhetik vgl. die Kap. VI, VII und IX bei Wehrli (1984). Mit Anmerkungen zur Stillehre und -praxis des 15. und 16. Jhs. s. etwa Müller (1985, 24f.); zur Bedeutung der Lehre von den drei Stilen in den Auseinandersetzungen über den Prosastil zu Beginn des 18. Jhs. Blackall (1966, 110) im Kap. „Die Theorie des Prosastils“.

II. Charakterisierung des Prosaschrifttums vom Althochdeutschen bis zum Neuhochdeutschen

Die folgende Vorstellung der mittelalterlichen deutschsprachigen Prosa erhebt (vor allem für die mittelhochdeutsche und frühneuhochdeutsche Periode) nicht den Anspruch auf Vollständigkeit. Ferner ist die unumgängliche Gliederung in einzelne Bereiche weder als Beitrag zur literaturwissenschaftlichen Typologiediskussion noch zur linguistischen historischen Textsortenforschung zu verstehen, deren Überlegungen und Probleme nur kurz gestreift werden. Die Bekenntnisse von Literatur- und Sprachwissenschaftlern, daß man für die Prosa und ihre Teilbereiche von einer „Typenlehre als Ordnungssystem“ weit entfernt sei (Ruh 1978b, 570),¹ die Heterogenität der Vorschläge für eine Textsortensystematik im Hoch- und Spätmittelalter² und Feststellungen, daß die entscheidenden Veränderungen der „altergebrachte[n] Literatursystematik“, die sich aus den Anregungen „für eine Neuorientierung der mediävistischen TSS- [= Textsorten-] und Literaturgeschichtsschreibung“ ergeben, „beim jetzigen Stand der Forschung [...] von Einzelnen nicht durchgängig zu leisten“ seien (Kästner/Schirok 1985, 1167), ermutigen mich zu einer methodisch anspruchswissen, „naiven“, nur der ersten Information dienenden Bestandsaufnahme.

Die althochdeutsche Periode wird separat vorangestellt, da die Anfänge des Schreibens in deutscher Sprache teilweise besonderen Bedingungen hinsichtlich der Art und der Sprache der Texte unterlagen, die in den folgenden Epochen nicht unbedingt weitergalt. Das Mittel- und Frühneuhochdeutsche werden hingegen zusammen behandelt, da hier Grenzen in der Textsortenentwicklung schwer zu ziehen sind.³

Die Zielsetzung einer ‚deutschen Prosasyntax‘ erklärt und rechtfertigt von selbst, daß bei dieser Literaturübersicht die gleichzeitige lateinische Schriftkultur weitestgehend ausgeklammert wird, sofern sie nicht durch Übersetzungen ins Deutsche mit in den Blick kommt. Andererseits macht gerade dieses Faktum für den gesamten hier skizzierten Zeitraum vom 8. bis 16. (und sporadisch in Teil B sogar 17. und 18.) Jh. deutlich, daß die Entwicklung der deutschen Prosa ohne die Einbeziehung der direkten und indirekten Einflüsse des lateinischen Satzbaus, der lateinischen Stilideale und Textnormen nicht möglich ist. Wehrli (1984, 34) faßt dies lakonisch zusammen: „Es gibt keine autonome deutsche Sprachgeschichte“. ⁴ Wenn er im Anschluß an Kuhns (1968, 7f.) Beschreibung der „volkssprachliche[n] Zwischenkultur“ der deutschen Literatur den „Charakter einer Zwischenwelt zwischen der lateinischen Schriftkultur

1 Diskussionen über Abgrenzungsschwierigkeiten der Gattungen/Textsorten finden sich in fast allen neueren Arbeiten, man vgl. u.v.a. Müller (1985, 1–15). Allgemeiner s. Kuhn (1969, 263; 1980a, 87), Wehrli (1984, 17–21), Ruh (1985b).

2 Man vgl. die unterschiedlichen Ansätze in den Artikeln über die Textsorten des Althochdeutschen, Altniederdeutschen, Mittelhochdeutschen, Mittelniederdeutschen, Frühneuhochdeutschen und Neuhochdeutschen in ‚Sprachgeschichte‘ (HSK 2.2, 1985).

3 Vgl. Kästner/Schirok (1985, 1164) zum Nebeneinander von neuen und traditionellen Textsorten im 15. Jh. und zu Gebrauch und Wirkung mittelhochdeutscher Textsorten bis ins 16. Jh.

4 Ruh (1980, 324): „die Literatursituation des Spätmittelalters“ sei „nicht zu erfassen ohne Berücksichtigung der lateinischen Schriftkultur“. Speziell die „Entbindung“ der einzelnen Textsorten vom Lateinischen ins Deutsche nennt er einen „säkulare[n] Prozeß, der weit über das Mittelalter hinausreicht“.

und einer unwiederbringlichen mündlichen, laienmäßigen, spontanen, ursprünglichen Tradition“ bescheinigt (Wehrli 1984, 33), so nennt er die zwei Pole, zwischen denen sich alle Stilbestimmungen versuchen: Der Einfluß des Lateinischen, besonders bei zweisprachigen Autoren oder bei fehlender Information über die Lateinkenntnisse eines Autors, ist oft schon schwer genug zu erfassen – den Einfluß der Mündlichkeit zu ergründen, erweist sich als noch wesentlich heikler.⁵

Die Konzentration nur auf das Prosaschrifttum stellt unter literaturgeschichtlichem Aspekt eine weitere nicht unproblematische Reduktion auf ein Segment des gesamten literarischen Spektrums im deutschen Mittelalter dar: Bei vielen Texten ist ein Wechsel vom Vers zur Prosa, aber auch wieder zurück zum Vers nicht nur als diachroner, stilgeschichtlicher Prozeß, sondern ebenfalls synchron, als stilistische Variation (gelegentlich vorgenommen vom gleichen Autor) zu registrieren. Literaturgeschichtlich betrachtet gehören sie eventuell derselben Gattung an, z.B. Chronik, Legende, Roman. (In A.III.1. widme ich mich den Gründen sowohl für den Übergang von lateinischer zu deutscher Prosa wie auch vom Vers zur Prosa genauer.) Die Ausschließung der ‚Dichtung‘ im engeren, formalen Sinne sollte nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich auch in ihr für die Syntax allgemein wichtige Entwicklungen vollziehen oder widerspiegeln, ja Höchstleistungen erreicht werden: Die engere Themenstellung der folgenden Untersuchungen ist allein unter textstilistischen Gesichtspunkten zu rechtfertigen.

Zitate aus der Sekundärliteratur sind vornehmlich im Hinblick auf Aussagen zur Sprache, speziell zur Syntax der Texte ausgewählt, weniger hingegen darauf, ob es sich um die einschlägigsten oder neuesten Darstellungen zu den einzelnen Autoren und Gattungen handelt. Dieses Verfahren wird in A.III.2., wo der Wert solcher sprachstilistischen Charakterisierungen für eine linguistische Beschreibung nochmals aufgegriffen wird, deutlicher legitimiert.

1. Die Prosatexte der althochdeutschen Epoche

Sieht man von Inschriften und Glossen ab, so lassen sich mit Sonderegger (1974, 57ff.) die „Sprachquellen des Althochdeutschen“ in Übersetzungstexte und autochthone Texte einteilen.⁶ Den weitaus größten Teil machen Übersetzungstexte aus.

5 Vgl. ausführlich dazu Wehrli (1984, 47ff.) Kap. „Mündlichkeit und Schriftlichkeit“. In Teil B widme ich mich dieser Frage unter verschiedenen Gesichtspunkten, s. S. 134f., 145ff.

6 Schwarz (1985, 1053f.) unterscheidet bei der Stoffanordnung in Literaturgeschichten neun verschiedene Grundsätze: Von den Autoren, die ich im wesentlichen zugrunde lege, charakterisiert er Sonderegger (1974) und Wehrli (1980) mit „Korrelation formal und inhaltlich“, de Boor (1979) mit „Korrelation zeitlich und formal“, Erb (1976) mit „zeitlich“, Eggers (I, 1963) mit „soziologisch“. Schwarz selbst schlägt (unter dem Einfluß textlinguistischer Kriterien von H. Isenberg, F. Lux, R.-A. de Beaugrande/W. Dressler) ein „pragmatisches Modell zur Textsortenklassifikation des Althochdeutschen“, beruhend auf intentionalen und situativen Kriterien, vor (S. 1056) und kommt damit zur Ausgrenzung folgender „Kontexttypen = Textsorten“: Schule, Gottesdienst, Lebenspraxis, Erbauung, antiquarisches Interesse, Verwaltung, Politik, Traditionsbildung. Prosa ist in allen mehr oder weniger stark vertreten. – Man vgl. ferner die ebenfalls „pragmatisch“ genannte (andere) „Textsorten-Gruppierung“ von Sanders (1985) zum Altniederdeutschen (Altsächsischen): Bibeldichtung, Klein- und Merkversdichtung, kirchliche und weltliche Gebrauchsprosa, Glossen.

Von ihnen wiederum sind die Wort-für-Wort-Übersetzungen der Interlinearversionen für syntaktische Untersuchungen am wenigsten brauchbar. Hierher gehört etwa die althochdeutsche Benediktinerregel sowie ein Teil der sog. ‚karolingischen Missionsliteratur‘, die bereits de Boor (1979, 24) „kirchliche Gebrauchsprosa“ nennt; z.T. kann man diese jedoch schon zur nächsten Stufe, den interlinearartigen Übersetzungen, rechnen, die einen verständlichen, zusammenhängenden Text ergeben. Es sind vor allem Taufgelöbnisse, Beichtformulare, Vaterunser, Gebetsformeln. Ferner zählt Sonderegger dazu aus der sog. ‚nachkarolingischen Prosa‘ (speziell von Kloster Fulda zur Zeit des Abtes Hrabanus Maurus 822–842) große Teile der althochdeutschen Übersetzung der Evangelienharmonie Tatians; diese Übersetzung repräsentiert bereits einen der großen Prosatexte des Althochdeutschen.

Zu der für eine syntaktische Betrachtung nächsthöher einzustufenden Prosa gehören die mehr oder weniger freien Übersetzungen. Aus der Frühzeit vor 800 stellt die Übersetzung eines Traktats des Bischofs Isidor von Sevilla ‚De fide catholica [...] contra Iudaeos‘ eine in vieler Beziehung einmalige Leistung dar, sowohl wegen ihres konsequenten orthographischen Systems wie auch bezüglich der Wortstellung: typisch lateinische Konstruktionen wie *AcI*, *Ablativus absolutus* oder *Gerundium* sind nicht, wie in vielen anderen Übersetzungen, auf das Deutsche übertragen, sondern in indigene deutsche Konstruktionen aufgelöst.⁷ Das sprachliche Niveau dieses ältesten zusammenhängend geschriebenen deutschen Prosatextes ist danach lange nicht wieder erreicht worden.⁸

Zu den freieren Übersetzungen gehört ferner ‚weltliche Gebrauchsprosa‘ wie das Fragment der althochdeutschen Lex-Salica-Übersetzung, einer Aufzeichnung salfränkischen Stammesrechts in ostfränkischer Sprache zu Beginn des 9. Jhs. Erst kurz vor der Wende zum 11. Jh., nach der großen ottonischen Überlieferungslücke, folgt weitere praktische und theologisch-wissenschaftliche Gebrauchsprosa. Unter dieser ragt das Übersetzungswerk Notkers von St. Gallen hervor, das nach de Boor (1979, 108) „oft frei bis zur Paraphrase“ ist. Es wird oft als „Mischprosa“ bezeichnet, weil das Deutsch stets von lateinischen Stücken durchsetzt ist.⁹ Die deutsche Sprache wird zur Erklärung der lateinischen Schultexte herangezogen, auch in

7 Lippert (1974, 188) bescheinigt der althochdeutschen Isidorübersetzung eine „grundsätzlich um Erfüllung ihrer Eigengesetzlichkeit bemühte[.]“, diese Eigengesetzlichkeit (= Zweitstellung des Verbs im Hauptsatz als Norm; beschränkte Möglichkeiten in der Verwendung appositiver Partizipien; Fehlen eines absoluten Partizipialgebrauchs) durch Abweichungen ständig dokumentierende[.] Übersetzersprache“. Daneben werde aber auch lehn syntaktisches Sprachmaterial „stilistisch wirksam“. Zur Syntax vgl. auch Matzel (1970, 340–358), der den Übersetzer in unmittelbare Beziehung zum Hofe Karls des Großen setzt. Wehrli (1984, 189) spricht von einer Übersetzungsleistung, „der keine Ferne schwierig zu sein scheint“ und rechnet sie unter die „Prosa-Sprachwunder“.

8 Zur sog. Isidor-Sippe gehören ferner die Monseer Fragmente, in denen u.a. Reste einer Übersetzung des Matthäus-Evangeliums überliefert sind. Im Vergleich zur althochdeutschen Tatian-Übersetzung lobt Matzel (1970, 365) die „größere Selbständigkeit“, die „freie, sinnrichtige Verdeutschung“ anstelle wörtlicher Wiedergabe. Nach Sonderegger (1974, 103) vertritt die Isidor-Sippe „eine einsame Höhe theologischer Wissenschaftsprosa“, die erst 200 Jahre später Notker von St. Gallen wieder zu schaffen vermochte.

9 Daneben gibt es auch ganz lateinische Schriften Notkers sowie eine ganz deutsche ‚De musica‘: zu deren Bruchstücken vgl. Eis (1960, 1137f.).

sachlich-erläuternden Zusätzen, die zu Exkursen anschwellen können. Die Sprache des Unterrichts dürfte hier als Vorbild gedient haben.¹⁰ Notker wird besonders wegen seiner Beherrschung der schwierigen wissenschaftlichen Terminologie gelobt. Zu seiner Syntax bemerkt de Boor (1979, 111f.), er übernehme „nach altem schulsprachlichem Gebrauch lateinisch gedachte Konstruktionen, namentlich Partizipialkonstruktionen und absolute Kasuskonstruktionen“. Darin sei sein Deutsch „noch fern von der eigenwüchsigen Geschmeidigkeit der klassischen mittelhochdeutschen Sprache. Aber sein Satzbau ist klar und durchsichtig, nicht Sklave des lateinischen; die lateinischen vielstöckigen Satzgebilde werden ihm nicht zu Fallstricken. [...] Deutsch ist hier wirklich zu einer europäischen Sprache geworden“. Noch positiver bewertet Erb (1976, 400) die syntaktische Leistung Notkers: er habe „vor allem auch den deutschen Satzbau flüssiger“ gemacht, „d.h. er gestalte ihn, unabhängig von fremder Syntax, nach dem ihm selbst innewohnenden Gesetz“. Wehrli (1980, 112) weist ferner darauf hin, daß bei Notker „latinisierende Partizipialkonstruktionen“, Acl und Ablativus absolutus „weitgehend auch ohne lateinische Vorlage“, selbständig, gesetzt werden, was bis ins 16. Jh. immer wieder praktiziert werde. Die Beurteilung, wie weit Notker sich vom Latein gelöst hat, ist also nicht ganz übereinstimmend. Zur Würdigung von Notkers sprachlicher Leistung, die immerhin 200 Jahre nach der vorbildlichen Isidor-Übersetzung liegt, ist zu berücksichtigen, daß in der vorangehenden Zeit das Deutsche nochmals ganz aus der Wissenschaft verdrängt worden war. So erklärt es sich, daß Notker selbst sein Übertragungs- und Kommentarwerk als eine „beinahe unerhörte“ Unternehmung ansah, und sein Schüler Ekkehard notierte, Notker habe als erster die barbarische Sprache geschrieben und schmackhaft gemacht: „Primus barbaricam scribens faciensque saporam“.¹¹ Jedoch fand auch Notker keine Nachahmer, sein Werk blieb ohne Wirkung. „Die Zeit der deutschen Prosa war noch nicht gekommen“, kommentiert de Boor (1979, 113).

Ebenfalls in deutsch-lateinischer Mischsprache verfaßt ca. 60 Jahre später Williram, Abt des oberbayerischen Klosters Ebersberg, eine Paraphrase des Hohen Liedes, die Anklang fand. Sie übertrifft mit 18 Hss. im 11./12. Jh. alle anderen frühmittelhochdeutschen Denkmäler weit; erst die ‚Kaiserchronik‘ erlebt eine ähnliche Verbreitung.¹²

Sondereggers letztes größeres Beispiel für freiere Übersetzungen ist der sog. ‚Ältere Physiologus‘, ein um 1070 entstandenes christliches Zoologiebuch.¹³ Der deutsche Text kürzt und vereinfacht stark und stellt in knappen Sätzen naturwissen-

10 Haug (1985, 44) betont die völlig andere Prämisse als bei früheren Versuchen, „ein deutschsprachiges Schrifttum zu schaffen“ (etwa von Otfrid): „Es geht nicht um eine Literatur in der eigenen deutschen Sprache, sondern darum, die Volkssprache zum besseren Verständnis der lateinischen Texte zu nützen“. Dieses Ziel behalten gewisse Übersetzungstypen bis an die Schwelle der Neuzeit. – Mit sprachwissenschaftlichen Spezialuntersuchungen von Notker-Texten s.u.S. 78f., 139 zu Handschuh (1964) und S. 127ff. zu Näf (1979).

11 Zitiert nach Wehrli (1980, 106). Vgl. u.S. 64 zu Wehrli (1984, 288).

12 Willirams Übersetzung bildet auch die textliche Grundlage der zweiten Bearbeitung des Hohen Liedes, dessen wichtigste Hs. aus dem Kloster St. Trudberg, südlich Freiburgs, stammt, aber bairische Einschläge hat.

13 Die alexandrinische Quelle aus der Mitte des 2. Jhs. n. Chr. wurde um 400 erstmals ins Lateinische übersetzt; Vorlage der althochdeutschen Übersetzung ist eine kürzende Bearbeitung, die sog. ‚Dicta Chrysostomi‘. Zu allen Fassungen genauer Henkel (1976).

schaftliche Beobachtung und allegorische Deutung nebeneinander. Er bricht im 12. Kapitel ab. Eine unabhängige und ungekürzte Neuübersetzung der ‚Dicta Chrysostomi‘ aus dem 12. Jh., der sog. ‚Jüngere Physiologus‘, ist dagegen vollständig überliefert. Auch sie folgt den lateinischen Satzkonstruktionen nicht sklavisch, sondern überträgt sie in einfache deutsche Satzfolgen.¹⁴

Wesentlich schmalere noch als die althochdeutsche Übersetzungsliteratur in Prosa ist die Überlieferung autochthoner Prosa: Ziemlich am Anfang steht der berühmte althochdeutsch-altfranzösische Doppeltext der Straßburger Eide von 841, „offizielle diplomatische Aktenstücke“ (de Boor ⁹1979, 45), nämlich der Bündnis-eid, den die beiden jüngeren Söhne Ludwigs des Frommen, Karl der Kahle von Westfranken und Ludwig der Deutsche von Ostfranken, gegen ihren ältesten Bruder Lothar jeweils in der Volkssprache des anderen schworen, um den Heeren verständlich zu sein.¹⁵

In die früheste Zeit Karls des Großen führen drei Urkunden, „in denen auf Grund ortskundiger Zeugenaussagen die Grenzen zweier Gemarkungen festgelegt werden“ (de Boor ⁹1979, 35). Es sind die Hammelburger und die beiden Würzburger Markbeschreibungen. Bei der Hammelburger Urkunde von 777 (überliefert in einer Abschrift von 830) und der älteren Würzburger Urkunde von 779 ist das Formular lateinisch, nur die Grenzbeschreibungen selber sind teilweise deutsch abgefaßt. Ganz deutsch ist dagegen der 10–20 Jahre jüngere Würzburger Urkundentext vom Ende des 8. Jhs., der wohl zur öffentlichen Verkündigung gedacht war. Es dauerte jedoch bis zum 13. Jh., bis der Versuch, auf deutsch zu urkunden, wiederholt wurde – ebenso wie der Vorstoß zur deutschen Rechtssprache in der ‚Lex Salica‘ erst im 13. Jh. mit dem ‚Sachsenspiegel‘ Anschluß in heimischer Sprache fand.

Eine Textsorte, die im Hoch- und Spätmittelalter einen wichtigen Beitrag zur Prosaforschung liefert, die deutschsprachige Predigt, spielt im Althochdeutschen noch kaum eine Rolle. De Boor (⁹1979, 29) merkt an, daß *praedicare*, eingedeutscht zu *predigôn*, mehr umfaßte als das heutige „predigen“, nämlich „jedes öffentliche Vorlesen oder Vortragen des kirchlichen Wortes“; die eigentliche Predigt (Homilia und Sermo) sei nur die höchste Leistung auf dem Gebiet der Gemeindeverkündigung. Von Augustinus bis in die karolingische Zeit sind diese Predigten stets lateinisch. Durch Konzilsbeschlüsse von 813 wird zwar der deutsche Vortrag von Predigten vorgeschrieben, doch ist deren Grundtext noch jahrhundertlang lateinisch. Die Verdeutschung bleibt in althochdeutscher Zeit im Stadium der Glossierung. Die Freisinger und Weißenburger Auslegungen des Vaterunser, die beide auf den gleichen lateinischen Text zurückgehen, bezeichnet de Boor als Beispiel für das, „was damals erreichbar

14 In Wilhelms ‚Denkmäler[n] deutscher Prosa des 11. und 12. Jahrhunderts‘ (1960) sind beide Übersetzungen parallel gedruckt; im 2. Teil, S. 17ff., wird ferner die lateinische Vorlage mitgegeben, so daß man vielfältig vergleichen kann. Von den weiteren kleinen Prosastücken, die Wilhelm in dieser Ausgabe zusammengetragen hat – Gebete, Benediktionen, Rechtsformeln, Heilsegen, Rezepte, Stein- und Kräuterbüchlein – wird einzig einem Rest des ältesten ‚Lucidarius‘ vom Ende des 12. Jhs. auch das Interesse der Literaturwissenschaft zuteil. Für den Sprachwissenschaftler sind alle Texte untersuchenswert, gehören jedoch z.T. bereits in die mittelhochdeutsche Epoche. Zu ihrer sprachlichen Analyse vgl. u.S. 143f. Rockwood (1975).

15 Überliefert im Geschichtswerk von Nithart, einem Enkel Karls des Großen in westfränkischem Dienst, in einer romanischen Abschrift des 10./11. Jhs. Vgl. u.S. 141.

war“: „die freie, umschreibende Umsetzung eines einfachen lateinischen Textes in eine mündlich vortragbare deutsche Sprache“ (S. 29). Die einzige Übersetzung einer wirklichen Predigt in den ‚Monseer Fragmenten‘ (neben einem weiteren deutschen Predigtfragment) überstieg nach de Boor (S. 30) „bei weitem das, was dem Laien zugemutet werden konnte“: sicher sei sie nicht zum Vortrag, sondern als theologische Abhandlung übersetzt worden. Erst aus dem 11. Jh. gibt es weitere Bruchstücke von drei deutschen Predigtsammlungen aus dem Kloster Wessobrunn. Es sind überwiegend freie Übertragungen von Augustinus, Gregor und Beda. In der Gewandtheit ihres Ausdrucks sieht de Boor (1979, 103) ein Zeugnis „der bildenden Arbeit, die nun seit 200 Jahren“ – trotz fehlender schriftlicher Überlieferung – „an der deutschen Sprache geschehen war“.

2. Mittelhochdeutsche und frühneuhochdeutsche Prosa

a) Zur Problematik einer Gliederung des Gegenstandsbereichs

Während sich die althochdeutsche Prosa noch relativ unkompliziert nach bestimmten (z.B. inhaltlichen und chronologischen) Kriterien darstellen läßt,¹ wird das Gliederungsverfahren für die Phase der sich quasi nochmals neu konstituierenden und dann mit Macht entfaltenden deutschen Prosaliteratur im Hoch- und Spätmittelalter² zu einem Problem, das in den vergangenen 20 Jahren vor allem die Literaturhistoriker viel beschäftigt hat. Stammer (1960) mochte bei seiner Erschließung neuer Prosaebereiche für die Mittelalterphilologie noch mit einer Grobunterscheidung von ‚weltlicher‘ und ‚geistlicher Prosa‘³ auskommen, und auch das Anliegen von Eis, Forschungsansprüche für die „Fachprosa im engeren Sinne“ anzumelden neben den „seit den Anfängen der Germanistik stets mit in die Literaturgeschichte“ einbezogenen „theologischen und juristischen Werke[n] des Mittelalters“ (1971, 528f.),⁴ war angesichts der Bedeutung dieses großen Bereichs volkssprachlichen Schrifttums für die methodische Diskussion ebenso wichtig wie folgenreich – Kuhn (1980a, 88) wendet sich

1 Vgl. nochmals o.S. 14, Anm. 6.

2 Kuhn (1967, 195f.) betont den „scharfe[n] Bruch“ um 1220, nach dem sich die Typen neu anordnen nach dem Maßstab einer neuen Originalität, die im 14. Jh. in Quantität übergehe und im 15. Jh. in Qualität umschlage (s. zur Fortsetzung dieses Gedankengangs Kuhn 1980a, 79).

3 Dabei muß die ‚Weltliche Prosa‘ mit nur 32 Spalten vorlieb nehmen, von denen ganze 17 auf die ‚Unterhaltungsprosa‘ entfallen, während die ‚Geistliche Prosa‘, untergliedert nach der „Einteilung des katholischen Katechismus“ (Sp. 752), 276 Spalten umfaßt. Stammer begründete dies damit, daß gerade die weltliche Unterhaltungsprosa „in ihren einzelnen Erscheinungen schon seit langem reichlich durchforscht worden“ sei, so daß er sich hier, im Gegensatz zu der kaum je systematisch, zusammenhängend dargestellten ‚Geistlichen Prosa‘, mit einer Entwicklungsskizze begnügen könne (Sp. 1047). Zur Ergänzung verweist er auf weitere Artikel im gleichen Handbuch, s.o. S. 11, Anm. 18.

4 Daß im Rahmen des ‚Kurze[n] Grundriss[es] der germanischen Philologie bis 1500‘ (II, 1971) die mittelhochdeutsche Prosa nur durch diesen Artikel von Eis vertreten ist, schmälert allerdings den Informationswert dieses Handbuchs erheblich. Die Zusammenfassungen syntaktischer Entwicklungen im sprachgeschichtlichen 1. Bd. (‚Althochdeutsch‘ von Sonderegger, ‚Mittelhochdeutsch‘ von Schieb, ‚Frühneuhochdeutsch‘ von Erben), sind für Teil B wichtig.

allerdings gegen die „Zufallssystematiken“, die beide ihren Einteilungen zugrunde legten. In seinen eigenen Entwürfen zu einer Literatursystematik des 13., 14. und 15. Jhs. baut Kuhn (1967; 1968; 1969; 1980a) schrittweise eine Typologie auf, die die „Totalität“ der schriftlichen Überlieferung aller deutschsprachigen Texte in diesem Zeitraum“ erfaßt. Dieses „ideenreichste Programm einer ‚Literatursystematik‘ für das Mittelalter“, „dessen Logik“ aber dennoch „angreifbar bleibt, weil dessen Punkte einander voraussetzen oder überdecken“ (Wehrli 1984, 19f.), hat auf alle weiteren Versuche eingewirkt, vor allem die ‚Funktionstypen‘ bzw. vier ‚Faszinationsbereiche‘, die Kuhn (1980a, 88ff.) für das 15. Jh. genauer ausformuliert hat: ‚Der religiöse Bereich‘, ‚Theorie, Praxis und Praktiken in Schule und Leben‘, ‚Staat – Recht – Geschichte‘ und ‚Liebe und Gesellschaft‘. Sehr ähnlich gliedern beispielsweise Kästner/Schirok (1985) und Kästner/Schütz/Schwitalla (1985) die Textsorten des Mittelhochdeutschen und Frühneuhochdeutschen in vier große Bereiche, die sie abwechselnd ‚Sinnwelten‘, ‚Funktions-‘, ‚Text-‘ oder ‚Kommunikationsbereiche‘ nennen (vgl. S. 1355f.), nämlich ‚Alltag‘, ‚Religion‘, ‚Wissenschaft‘, ‚Dichtung‘.⁵

Kuhn geht es darum, daß ‚Stoffe‘ in den verschiedensten ‚Inszenierungstypen‘ (‚Gattungen‘) realisiert werden können. Er betont deren „Durchlässigkeit“, „ihre Übergänglichkeit ineinander“ (1980a, 85). Deshalb lehnt er eine – für das Mittelalter sowieso äußerst fragwürdige – Gliederung nach den traditionellen Gattungen ab. Diese Betonung gilt für die Grobgliederung wie für die einzelnen Bereiche intern: Ruh (1978b, 570) weist am Beispiel der ‚Geistlichen Prosa‘ darauf hin, daß all die vielen „Kleintypen“, „obwohl inhaltlich klar definiert, in der Zweckbestimmung wieder auseinandertreten“ können und „beliebigen Mutationen“ offen stehen: Gerade

„in der Umsetzung vom Latein in die Volkssprachen, unter dem Gebot vielfältiger und wechselnder Zweckbestimmung und dem Diktat von Auftraggebern oder Adressaten können die Grenzen theologischer Disziplinen bis zur Unkenntlichkeit verschwimmen, oder die Umsetzung selbst bedingt den Übergang von einer ‚Disziplin‘ in die andere. So wird fast regelhaft lateinische ‚Theologie‘ volkssprachlich zur ‚Unterweisung‘ oder ‚Erbauung‘.“

Andererseits durchdringt das religiöse Element im Mittelalter noch alle anderen Bereiche,⁶ so daß sich vor allem im Abgrenzungsbereich zur Wissensvermittlung (ob

5 Beim Frühneuhochdeutschen greift diese Grobgliederung ganz überzeugend. Im Beitrag zum Mittelhochdeutschen von Kästner/Schirok wirkt sie allerdings aufgesetzt, die Textbesprechung erfolgt unter heterogensten Gesichtspunkten, die Zuordnung zu den einzelnen Bereichen bleibt oft undeutlich; dem Bereich ‚Wissenschaft‘ z.B. finde ich hier nichts explizit zugeordnet. Sofern dies aus der Natur der Sache resultiert (s. im folgenden zur anfänglichen Undifferenziertheit der einzelnen Textsorten und zur Schwierigkeit einer klaren Festlegung), hätte man doch Konsequenzen für den Aufbau dieses Artikels ziehen können. Die Gliederung von Hyldgaard-Jensen (1985) zum Mittelniederdeutschen mit nur zwei Großbereichen („Auf das Alltagsleben bezogene TSS“ und „TSS vorwiegend mit Anspruch auf ästhetischen Effekt“) würde zumindest in den anderen Artikeln von ‚Sprachgeschichte‘ (HSK 2.2, 1985) der religiösen Literatur nicht gerecht.

6 Man vgl. Kuhn (1980a, 88f.) zum „durchdringende[n] religiös-christliche[n] Element“, der „religiöse[n] Faszination“ in den verschiedensten „Kulturzusammenhängen“ aller „mittelalterlichen Kulturen Europas“ – auch bezeugt durch die „überwältigende Menge solcher Literatur“ im Spätmittelalter: Nach Ruhs (1978b, 565) Schätzung beträgt allein die geistliche Prosa in Deutschland 70 bis 80% der Gesamtproduktion.

in popularisierender, angewandter oder kompliziert theoretischer Form), aber auch zur ‚Dichtung‘ viele Überlappungen und damit unterschiedliche Einordnungsmöglichkeiten ergeben.⁷ Ebenso läßt sich der stark didaktische Charakter vor allem des spätmittelalterlichen Schrifttums hervorheben: Kuhn (1980a, 83) sieht den Grund im 15. Jh. in einer „allgemeine[n] Erwartung von Lebenshilfe und Lebensorientierung durch volkssprachliche Literatur“, die „alle Texte und Textgemeinschaften“ überflute und alle traditionellen „Stoff- und Funktions-, Form- und Stilunterscheidungen“ aufzuheben scheine.

Hinzu kommt in den einzelnen Sachbereichen/Funktionstypen/Textsorten eine mit der Einbürgerung der Prosa in immer mehr Bereichen Hand in Hand gehende Offenheit der formalen Alternative Vers oder Prosa: Zwingende Entscheidungskriterien existieren offenbar bis ins Spätmittelalter kaum, nur Präferenzen und Tendenzen, doch nichts ist irreversibel. Prosa ist also in allen vier ‚Faszinationsbereichen‘ Kuhns oder ‚Funktionsbereichen‘ von Kästner/Schütz/Schwitalla vertreten, wenngleich mit verschiedenen Anteilen. Die (mutmaßlichen) Gründe für die Wahl der Prosa werden im folgenden, soweit möglich, erörtert, zusammenfassend in A.III.1.

Allerdings geht aus dem Gesagten hervor, daß innerhalb eines so großen Zeitraums deutliche Unterscheidungen getroffen werden müssen. Diese treten bei Kuhns Darstellung nach Jahrhunderten klarer hervor als in Epochenüberblicken – selbst wenn dort, wie bei Kästner/Schirok (1985, 1167) und auch in meiner folgenden Darstellung, „relativ chronologisch“ vorgegangen wird, „um die zunehmende Literarisierung des Deutschen“ und den steigenden Anteil der Prosa innerhalb des Gesamtschrifttums erkennbar werden zu lassen. Zu den Entwicklungstendenzen, die in A.III.1. grundsätzlich behandelt werden, seien einige Bemerkungen (in Anlehnung an Kuhn) vorausgeschickt: Das erstaunliche Auftreten der Prosa in der ersten Hälfte des 13. Jhs. in völlig neuen Funktionsbereichen gleich mit verschiedenen Meisterwerken⁸ – wobei Frankreich in der Entwicklung voranging⁹ – darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß diese typologischen Neuanfänge zunächst relativ isoliert

7 Man vgl. bei Kästner/Schirok (1985) und Kästner/Schütz/Schwitalla (1985) die Angaben zu den Überschneidungsbereichen Religion/Alltag, Religion/Dichtung, Alltag/Wissenschaft. Sie betonen, daß sich diese Kommunikationsbereiche besonders im Frühneuhochdeutschen nicht nur zwei-, sondern oft drei- und vierfach überschneiden (S. 1356). Ruh (1978b) und Steer (1987a) andererseits rechnen viele Texte besonders des enzyklopädischen Schrifttums (‚Wissenssummen‘) als Produkte der deutschen Scholastik zur ‚Geistlichen Prosa‘. Während Eis sie zur ‚Fachprosa‘, Kuhn (1969, 276) zur ‚Sachliteratur‘, Kästner/Schirok (1985, 1173) zum Bereich ‚Alltag‘ (mit Überschneidungen zu ‚Religion‘ und ‚Wissenschaft‘) stellen, betont Steer (I, 1970, 211), daß die „scholastische Theologie“ über die deutsche Enzyklopädistik „Eingang in weiteste Kreise“ fand. (Man vgl. als Bsp. Steer 1987a, 350ff. zur Überlieferungsgeschichte Konrads von Megenberg ‚Buch von den natürlichen Dingen‘ von einer geistlichen Enzyklopädie zum ‚Naturbuch‘: s.u. S. 45 mit Anm. 110).

8 Man vgl. Kuhns (1967, 169ff.) ausführliche Würdigungen der Beiträge Eikes von Repgow zur ‚Rechtsprosa‘, Bertholds von Regensburg und Mechthilds von Magdeburg zur ‚Geistlichen Prosa‘ und des ‚Prosa-Lancelot‘ zur ‚Artusprosa‘, nochmals zusammengefaßt in Kuhn (1968, 22f.).

9 Vgl. z.B. Stempel (1972); kurz zusammenfassend im Vergleich Frankreich – Deutschland Haug (1985, 237ff.).

blieben, was ihre anfangs meist spärliche Überlieferung beweist.¹⁰ Die neuen Prosatextsorten setzen sich dabei „nicht so sehr gegen als vielmehr neben den lat. Prosaformen“ durch (Kästner/Schirok 1985, 1173) und gleichen sich diesen auch im Sprachstil in der Folgezeit zunehmend an.

Im 14. Jh. erfolgt dann, nach weitgehend übereinstimmender Forschungsmeinung, der entschiedene, breite Durchbruch, ja „Zwang zur Schriftlichkeit der Laiensprache, zu einer allgemeinen Schriftkultur auf deutsch“ (Kuhn 1969, 264). Dies gilt besonders für die Prosa, die nun in „fast alle Bereiche der Schriftlichkeit“ eindringt, anstelle des Lateinischen oder der deutschen Verskunst (Ruh 1978a, 176). So beginnt sich deutsche Prosa als Wissenschaftssprache zu etablieren (s. Schreiner 1984, 304ff.); in einigen Bereichen, vor allem der Historiographie (Chroniken), erfolgt bereits eine vollständige „Umstellung auf die Prosaform“ (Kästner/Schirok 1985, 1174); berühmt ist der Satz Burdachs, das 14. Jh. sei das „Jahrhundert der Laienbibel“. Kuhn (1969, 263) charakterisiert das 14. Jh. als „offene Literatursituation“, als „Zeit von Abbrüchen und Übergängen, von Stagnationen und Diskontinuitäten“, gegen dessen Ende sich die „Änderung der deutschen Literatursituation“ anbahnt, die sich Mitte des 15. Jhs. „in Produktion und Bewußtsein“ voll durchsetzt.¹¹

Für das 15. Jh. hat Kuhn (1980a, 78) das viel zitierte Wort „Literatur-Explosion“ geprägt. Wohl in Abwandlung dieser Vorstellung erklärt Schnell (1978, 59) den seit dem 12. Jh. zunehmenden Literarisierungsprozeß als Auswirkung einer „Bildungs-explosion“ bei Adel und städtischer Bevölkerung.¹² Schieb (1975, 201) sieht durch die Einführung von Papier und Druck im 14. und 15. Jh. die Einleitung für „eine Art Explosion der Kommunikationsmöglichkeiten“, in der das Deutsche Anfang des 16. Jhs. alle Dämme breche und sich „neue Funktionsbereiche“ erobere; Kirchert (demn.) bezeichnet denselben Vorgang als „Medienexplosion“: eine „Schriftlichkeits- und Verschriftlichungswelle, die alle kulturellen Bereiche erfaßte“. Der begeisterte Rückgriff auf das Bild der Explosion illustriert, was Kuhn (1980a, 78) „volkssprachliche Popularisierung“ genannt hat, die „auf hundert verschiedene Weisen Schriftkultur-Aneignung mit bisher mündlichen Traditionen und Praktiken“ amalгамиere.¹³

10 Dieser Hinweis auf die Überlieferung, die für die genannten Texte erst im 14./15. Jh. breit einsetzt, korrigiert eine gewisse Euphorie in der Beurteilung des ersten Ausmaßes der (allerdings zukunftssträchtigen) volkssprachlichen Neuansätze des 13. Jhs.: spricht etwa heute Schreiner (1984, 345) davon, daß sich ein „Verlangen nach eigener Lektüre biblischer und religiös-erbaulicher Schriften in der Volkssprache“ im „religiös bewegten 13. Jahrhundert“ entfaltete, so „überflutet“ bei Grundmann (1935, 151) „eine neue starke Welle religiösen, erbaulichen und belehrenden Schrifttums in der Volkssprache“, teils in Versen, teils „zum erstenmal“ in Prosa, „seit der Mitte des 13. Jahrhunderts“ die vorangehende höfisch-ritterliche Literatur. Kuhn (1980a, 78) warnt davor, die „volkssprachliche[...] Popularisierung der lateinischen Schrift-Tradition“ vor dem 15. Jh. in zu großer Breite anzusetzen, wie es oft geschehe.

11 Zur Literatursituation des 14. Jhs. allgemein vgl. Haug/Jackson/Janota (1983).

12 S. dort Genaueres zur Bildungs- und Sozialgeschichte des Hoch- und Spätmittelalters. Zu den zentralen Begriffen des *litteratus* und *illitteratus* bzw. „Laien“ sowie zum Verhältnis von Literatur und Laienbildung s. Grundmann (1958), Steer (1983b; 1984), Haug/Jackson/Janota (1983), Grenzmann/Stackmann (1984). Zum Komplex „Bürger, Stadt und städtische Literatur“ s. Fleckenstein/Stackmann (1980).

13 Im Bereich der Fachprosa versucht Giesecke (1980) diese Vorstellung genauer zu spezifizieren,

Die „Zahl der Schriftkundigen“ wächst „so stark an, daß man seit dem 15. Jh. (trotz der absoluten Dominanz des religiösen Schrifttums) erstmals von einer profanen Schriftkultur größeren Ausmaßes in Deutschland sprechen kann“ (Kästner/Schütz/Schwitalla 1985, 1362).¹⁴

Ich breche diesen Kurzüberblick zugunsten einer Vorstellung wichtiger Einzeltexte und Texttypen in den nächsten Abschnitten ab. Bei der folgenden Gliederung sind Anregungen aus den bereits genannten Arbeiten von Kuhn (1969, 1980a), Ruh (1978a, b), Steer (1987a) und Kästner/Schütz/Schwitalla (1985) kombiniert worden, unter allen erwähnten Vorbehalten.¹⁵ Zur sprachlichen Charakterisierung der Texte werden weiterhin Literaturgeschichten und gelegentlich neuere Monographien herangezogen. Materialreich, aber für eine Verfolgung des Prosaschrifttums recht unübersichtlich, sind etwa die weiteren Bände der Literaturgeschichte von de Boor/Newald (II (1953), III/1 (1962) von de Boor und besonders IV/1 (1970), IV/2 (1973) von Rupprich).¹⁶ Etwas übersichtlicher, aber in weitgehend nicht mehr brauchbarer Klassifikation ist die Prosa bei Ehrismann (1935) zusammengefaßt, nach neueren Darstellungsprinzipien, die „den ‚Sitz im Leben‘ der jeweiligen TS ins Blickfeld“¹⁷ rücken, bei Wehrli (1980).¹⁸

verbunden mit den Erläuterungen Grundmanns (1958, 13f.), daß die lateinische Schrift- und Buchtradition der *litterati* und die nicht-schriftliche Überlieferung der *illitterati* „nicht verschiedene Bildungsgrade, sondern verschiedene Bildungsweisen, ja Bildungswelten“ darstellen, die im Mittelalter „zugleich mit- und nebeneinander bestehen“, verteilt auf verschiedene Stände, nun aber – so Giesecke – zusammengeführt werden.

- 14 Die Autoren weisen unter den neu entstehenden Textsorten vor allem auf die Fülle „informierender und handlungsanleitender Texte“ in Handwerker-, Kaufmanns- und Verwaltungskreisen sowie Schule, Haus und Familie und im Gefolge der Reformation hin, bei denen der Anteil der Prosa stark ansteige (S. 1362f.). Am Bereich ‚Kosmographie/Geographie‘ geben sie ein Beispiel für die Umstrukturierung eines Textsortenfeldes von den noch traditionellen mittelalterlichen Formen zu breiten Ausdifferenzierungen und Umformungen am Ende des 16. Jhs.

- 15 Weniger günstig für diesen Zweck erschienen mir die von Wolff (1986, 104f.) gelobten Gliederungen von Philipp (1980) und Penzl (1984) speziell zum Frühneuhochdeutschen, da beide primär auf Texte ausgerichtet sind, die „für verschiedene sprachliche Aspekte des Frühnhd. besonders wichtig sein können“ (Penzl, S. 29). So unterscheidet Penzl in ‚Fachprosa‘ (basierend auf Stammler und Eis), ‚Literaturtexte‘, ‚Privattexte‘ und ‚Grammatische Texte‘: Die letzte Gruppe ist zweifelsohne für Sprachwissenschaftler besonders wichtig, für eine Textsortenbestimmung – wie auch die ‚Privattexte‘ – jedoch kaum auf derselben Hierarchieebene anzusiedeln wie die beiden anderen Gruppen.

- 16 Auf Darstellungen dieser Art bezieht sich wohl Kuhns (1968, 12) Bemerkung von der „gewissermaßen schizoiden Methodik“ der „traditionellen Literaturgeschichten“. – Auch im neuesten Ergänzungsband von de Boor/Newald III/2, hg. v. Glier (1987b), ist die Prosa in den einzelnen Gattungen nicht gesondert dargestellt, wenngleich sie sehr differenziert behandelt wird.

- 17 So Kästner/Schirok (1985, 1167) mit einem viel gebrauchten Zitat von E. Köhler 1977.

- 18 Vgl. ferner die Epochendarstellungen von Burger (1969), Janota (1971), Könniker (1972).

b) Geistliche Prosa

Überblicke: Stammler (²1960, 756–1032), Ruh (1978b), Steer (1987a).

a) Predigt

Bibliographie der veröffentlichten deutschen Predigten des Mittelalters: Morvay/Grube (1974).
Überblicke und Angaben zur Sekundärliteratur: Stammler (²1960, 980–1004), Ruh (1981),
Steer (1987a, 318–339).

Nach der spärlichen Überlieferung von Predigten aus der althochdeutschen Periode liegen aus dem 12. Jh. erstmals vollständige, umfangreichere Predigtsammlungen vor, darunter die erste, deren Verfasser namentlich bekannt ist als Priester Konrad. Steer (1987a, 321) nennt seine Predigten „stilistisch bewußt gestaltet“: Er liebe „die reihende Verknüpfung der syntaktischen Einheiten“ und imitiere mit „Anreden und Ausrufe[n] sowie Eingangs- und Schlußformeln“ den mündlichen Vortrag.

Das 13. und 14. Jh. gelten dann bereits als „Blütezeit“ der deutschen Predigt. Die neuen Orden der Franziskaner und Dominikaner (die sich *Ordo fratrum praedicatorum* nannten) wollten durch sie „in die Welt hineinwirken“:¹⁹

„Um 1240 beginnt die Predigtstätigkeit Bertholds von Regensburg, in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstehen die St. Georgener Predigten, am Ende die Schwarzwälder Predigten, die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts bringt mit Meister Eckhart, Johannes Tauler und vielen anderen die mystische Predigtweise hervor. Von 1350 an geht's ins Breite und Vielfältige“ (Ruh 1981, 12).

Für die sprachliche Bewertung dieser Predigerwerke sind zwei Fragen von Bedeutung, die in der älteren Forschung recht kontrovers waren: ihre Authentizität und ihre Nähe zur gesprochenen Sprache. Ruh (1981, 12ff.) faßt die heute bevorzugten Antworten folgendermaßen zusammen: Der Prediger kann die Predigt selbst geschrieben oder diktiert haben, er kann den von anderen aufgezeichneten Text redigiert haben, Hörer können Nachschriften nach dem Gedächtnis verfertigt haben, der deutsche Text kann nach einer verschriftlichten lateinischen Predigt erstellt worden sein. Alle vier Typen sind überliefert. Einen besonders interessanten Sonderfall demonstriert Ruh an den deutschen Predigten Bertholds von Regensburg:

Berthold (ca. 1210–1272), Ordensbruder des Regensburger Minoritenklosters, galt als der berühmteste Prediger seiner Zeit. Seit 1250 auch unterwegs auf ausgedehnten Predigtreisen, hatte er nach zeitgenössischen Berichten bei seinen Predigten unter freiem Himmel viele tausend Zuhörer.²⁰ Unter seinem Namen sind ca. 80 deutsche Predigten in drei Corpora überliefert, die aber, im Gegensatz zu seinen lateinischen Predigten, die er selbst redigierte,²¹ nicht von seiner Hand

19 Zum politischen und sozialen Hintergrund s. kurz Eggers (II, 1965, 159ff.), Haas (1987, 237ff.).

20 Vgl. u.a. Eggers (II, 1965, 162), der Bertholds Themen, Anschauungen und Ausdrucksweise genauer darstellt (S. 161–174).

21 Vgl. Kuhn (1967, 172) zur Überlieferungsdiskrepanz zwischen Bertholds deutschen und lateinischen Predigten, die sich „als Proben der *ars praedicandi*“ über „das ganze lateinische Europa“ verbreiteten. Ähnlich Steer (1987a, 323f.), wie auch zur anderen, gelehrten Sprache der lateinischen Predigten.

stammen,²² obwohl es vielen Germanisten schwer fiel (und fällt), dies zu akzeptieren.²³ Der Grund dafür liegt in ihrem lebhaften Ton, dem „Reichtum an augenblicklichen Improvisationen“ (Eggers II, 1965, 162), für deren „individuelle[n] Wortschatz“ (mit vielen „Läster- und Schmähnamen“) und „Individualrhetorik“ (Anreden, verbunden mit Verachtungs- und Verwünschungsformeln, rhetorische Fragen etc.) Ruh (1981, 16) Beispiele gibt.²⁴ Dieses Phänomen wird heute damit erklärt, daß die Niederschriften – vermutlich erst nach Bertholds Tod – von Redaktoren vorgenommen wurden, die ihn gut kannten, am wahrscheinlichsten von Ordensbrüdern aus dem Augsburger Minoritenkonvent, dem auch sein Lehrer und späterer Begleiter David angehörte:²⁵ Unter Benutzung von Bertholds lateinischen *sermones*²⁶ und in lebendiger Erinnerung an seine Ansprachen sind ihnen Texte gelungen, die, nach Ruh (1981, 17), „von den Inhalten wie von der Form her [...] gut Bertholdisch“ sind – „ohne daß nur eine kleine Satzfolge so und nicht anders von Berthold gesprochen worden ist!“ Ruh nennt „diese Art der Authentizität eine Quasiauthentizität“.

Die Erfassung mittelalterlicher ‚Mündlichkeit‘ und Sprachspontaneität, die sich vor allem Sprachwissenschaftler lange von diesem Predigtstil versprochen, ist daher wesentlich subtiler und differenzierter zu bewerten, als es noch Stammeler (1960, 984) schwungvoll formulierte: Wollte der Prediger „nicht über die Köpfe hinwegreden“,

„mußte er die deutsche Sprache schmeidigen zur Dialektik, formen zur Rhetorik. Die Sätze mußten verständlich angeordnet sein, die einzelnen Satzteile in übersichtlichem Verhältnis zum Ganzen stehen. [...] die freie Rede [...] erzog die Sprache zur Biegsamkeit, zur Klarheit, zur Kürze [...]. Wessen die deutsche Sprache fähig war in ungebundener Freiheit: Zorn und Drohung, Eindringlichkeit und Mahnung, Donnern und Säuseln – das lernte sie weniger an der regelten Poesie als an der gesprochenen Predigt.“

Allein aus dem Phänomen der schriftlichen Fixierung und Bearbeitung ergibt sich, daß sprachliche Mittel des Mündlichen hier bewußt, gezielt verwendet werden, um eben diesen Eindruck der Spontaneität beim Leser (oder dem einer Vorlesung lauschenden Hörer) hervorzurufen: Damit aber werden Charakteristika der gesprochenen Sprache zu Stilmitteln, also literarisiert:²⁷

22 Ausgabe Pfeiffer/Strobl (1862, 1880). Die drei Sammlungen unterscheiden sich nach Stil, Herkunft und Entstehungszeit beträchtlich: vgl. zusammenfassend Steer (1987b, 88) zu den bahnbrechenden Forschungen A. E. Schönbachs und zu Richter (1969).

23 Vgl. Ruh (1981, 15f.) zu J. Grimm, aber auch noch zu Eggers (II, 1965, 162, 175).

24 Vgl. auch Richter (1969, 239): „Die deutschen Predigten“ Bertholds „zeigen eine Leidenschaftlichkeit der Diktion [...] wie sie in ihrer Art die deutsche Sprache noch nie und dann bis Luther nicht wieder kannte. Sie dringt in ganz neue Bereiche, die des Populären und Vulgären, sie vermag zum ersten Mal den Stil der gesprochenen Rede adäquat darzustellen, zum ersten Mal in ungebundener Rede zu rühren und zu erschüttern“.

25 Aus diesem geistig regen Kreis, der offensichtlich „auf die Schaffung einer eigenständigen volkssprachlichen geistlichen Literatur mit hohem stilistischen Anspruch verpflichtet“ war, stammen auch die deutschen Schriften Davids von Augsburg, ein bedeutendes Erbauungsbuch für Nonnen und mehrere Rechtsbücher, vgl. Steer (1987b, 89). Die Hypothese dieser Verfasserschaft vertreten u.a. Grundmann (1935, 154), Stammeler (1960, 991), Ruh (1981, 17), Steer (1987a, 325).

26 Mit genauen Hinweisen s. Richter (1969, 238f.).

27 Zu vergleichbaren Stilisierungsverhältnissen in der dramatischen Dialogsprache vgl. Betten (1985a, 394ff.) und (1986).

„Mit anderen Worten: Die Predigt wurde vielmehr gerade deshalb literarisch, weil sie spezifische Formen der Wirkung, nämlich ihre Rhetorik, zur Verfügung stellte. In diesem (eingeschränkten) Sinne spiegeln unsere Lesepredigten immer noch gesprochene Predigt-sprache“ (Ruh 1981, 14).

Einiges des hier Gesagten gilt auch zwei Generationen später für den bedeutendsten deutschen Mystiker, den Dominikaner Eckhart von Hochheim (ca. 1260–1328), genannt Meister Eckhart. Speziell die Dominikaner hatten vom Papst den Auftrag (1267), sich seelsorgerisch um die immer zahlreicher werdenden Klöster der Dominikanerinnen und die Gemeinschaften der Beginen zu kümmern. Diese *cura monialium*

„bestand zur Hauptsache in der Predigt, in der geistlichen Beratung und im Beihören. Für die Predigt vor den Frauen forderte Hermann von Minden ausdrücklich *fratres docti*, gelehrte Brüder. Sie sollten fähig sein, auf die Erlebniswelt der Nonnen einzugehen und sie in ihren geistigen und spirituellen Anliegen zu betreuen“ (Steer 1987a, 332).²⁸

Daneben entstehen jedoch auch deutsche Predigten, die einzig „für die Lehre und das Studium der gelehrten Predigerbrüder“ (ebd., 331) bestimmt waren; sie wurden vor allem zur Explikation dominikanischer Positionen verfaßt, nachdem 1325 das Generalkapitel des Ordens in Venedig zu der Auffassung gelangt war,

„daß in der Teutonia ‚Brüder in der Volkssprache Dinge sagen, die einfache und ungebildete Leute leicht in Irrtum führen können‘. Auf dem Generalkapitel in Toulouse an Pfingsten 1328 erging dann der förmliche Erlaß, daß die Brüder vor dem Volke keine *subtilia*, keine schwer-verständlichen theologischen Probleme, predigen sollten“ (Steer 1987a, 330).²⁹

Kernstück dieser kirchlichen Reaktionen war der Inquisitionsprozeß gegen Meister Eckhart, der mit seiner posthumen Verurteilung 1329 durch päpstliche Bulle endete,³⁰ was die Verbreitung seiner Schriften aber nicht verhinderte. Eckhart, der in Paris, Straßburg und Köln lehrte und wirkte und „zum führenden Geist der deutschen Mystik“ wurde, erlangte als Prediger größten Ruhm.³¹ Aber auch seine deutschen Werke sind nicht eindeutig überliefert: Die Predigten gelten den meisten Forschern „als Nachschriften, Auszüge, Entwürfe, Bearbeitungen, Zuschreibungen“ (Wehrli 1980, 637), bei denen sich echt und unecht nur graduell unterscheiden lassen. Anders jedoch z.B. Ruh (1985a, 174f.), der „die Masse von Eckharts Predigten“ für „von ihm diktierte Lesepredigten oder allenfalls von ihm autorisierte Nachschriften“ hält.³²

28 Grundlegend zur Bedeutung der religiösen Frauenbewegung für die Entstehung volkssprachlicher mystischer Prosa Grundmann (1935, 151ff.); vgl. dazu Grubmüller (1986). S. ferner Haas (1984a, 197ff.; 1987, 237ff.). Speziell zu Meister Eckhart und den Beginen Ruh (1982b).

29 Eine solche Gegenreaktion wird etwa hinter der dominikanischen Predigtsammlung ‚Paradisus anime intelligentis‘ vermutet, in der 64 Predigten (32 davon von Meister Eckhart) zusammengefaßt sind.

30 Zu diesem berühmten Prozeß zuletzt Ruh (1985a), Steer (1986a), Haas (1987, 255f.).

31 Haas (1987, 258): Eckharts „rätselhafte Anziehungskraft“ leite sich zur Hauptsache „aus dem sprachlich-stilistischen Reiz seiner Predigten“ her. Vgl. Eggers (II, 1965, 204ff.). Über Eckharts Leben, Werk und die reiche Sekundärliteratur informieren zuletzt ausführlich Ruh (1985a), Ruh (1986b, 1–115), Haas (1987, 254–268). Vgl. auch u. Anm. 57.

32 Ruhs Argumente: Ihre Verwendung im Prozeß und Anerkennung durch Eckhart, die

Aussagen über Eckharts deutsche Sprache und die Sprache der Mystik sind zahllos.³³ Sieht man auch heute in Eckhart nicht mehr den „Begründer einer deutschen Philosophen- und Gelehrtensprache“,³⁴ so wird dennoch weiter von seiner „Originalität, ja von einem eigentlichen Eckhartschen Sprachwunder“ geredet: etwa „von einer mit feinsten Instrumenten zu ergründenden persönlichen Syntax und Rhetorik, die ein ganz bestimmtes inzitatives Moment des mystagogischen Appells beinhalten“ (Haas 1984a, 196f., 200). Man rühmt die „zuversichtliche, kühne, schlanke, drängende und doch in ihrer Lauterkeit demütige Sprache“, den Vortrag „in zauberhaft schlichter, intimer Rede“ (Wehrli 1980, 640, 635). Doch derartige Aussagen lassen kaum erkennen, auf welchen sprachlichen Erscheinungen die stilistischen Bewertungen fußen.³⁵ In zwei Arbeiten, Margetts (1969) und v. Siegroth-Nellessen (1979), wird hingegen wesentlich konkreter versucht, Stilbestimmungen mit syntaktischen Analysen zu untermauern.³⁶ Auf dieser Grundlage gelangt Margetts etwa zu der Erkenntnis, man habe es bei Eckhart zwar „mit einer rednerischen Prosa zu tun“, deren Satzbau z.B. durch viele Nachträge geprägt ist, doch herrsche dabei „das ‚verstandesmäßige‘ Moment vor“ (S. 130), der Wille, zu erklären.³⁷ Seine bewußte Gestaltung sei „weit

Herstellung einer kritischen Ausgabe und ihre Verbreitung durch Theologen. Steer (1986a, 63) glaubt ferner, im Corpus der deutschen Predigten „keine sprachlich-stilistischen Anzeichen verschiedener Redaktionen“ zu erkennen und führt verschiedene Stellen an, die Eckhart „als Verfasser seiner Predigten“ bezeugen.

33 Vgl. zuletzt Ruh (1986a), die Beiträge in Ruh (1986b, 478–536) und insbesondere viele Publikationen von A. M. Haas: mehrere davon zusammengefaßt im Kap. „Wort und Sprache“ in Haas (1984a, 181ff.). Unter Einbeziehung sprachwissenschaftlicher und sprachphilosophischer Erklärungsansätze Seppänen (1985).

34 In vielen Arbeiten von J. Quint bis H. Kunisch und sprachwissenschaftlichen Abhandlungen wird Eckharts wortschöpferische Leistung bei der Ausbildung eines deutschen Abstraktwortschatzes hervorgehoben (ausführliche Literaturangaben bei Haas, 1984a, 221ff.). Stammler, Ruh und Steer (III, 1973, 94ff.) haben jedoch deutlich gemacht, daß viele der vermeintlichen mystischen Erstprägungen, vor allem die Abstrakta auf *-heit*, *-keit*, *-unge*, schon früher, vor allem in Texten der deutschen Scholastik zu finden sind (vgl. zuletzt Ruh 1986a, 29ff.). Zu Eckharts besonderer Verwendung dieses teilweise schon vorgeprägten Wortschatzes s. aber Eggers (II, 1965, 209ff.).

35 Man vgl. v. Siegroth-Nellessen (1979, 9f.) und noch präziser ihren Rezensenten Michel (1984, 75ff.) mit Kritik an den zwar u.U. eindrucksvollen, aber selten nachvollziehbaren „psychologistischen und impressionistisch-tastenden Stilbeschreibungen“ der älteren Mystikforschung.

36 Beide Untersuchungen basieren auf der Satzfeldlehre von Drach und Boost (s.u. S. 128); allerdings kritisiert Michel (1984, 79), daß es zur Abfassungszeit von v. Siegroth-Nellessen schon „elaboriertere topologische Theorien“ gegeben habe.

37 Diese Interpretation, die sich auf Drachs Bestimmung der Nachtragsstellung „des Sinnwortes als ‚Denkergebnis oder Belehrungsmittel‘“ stützt, wird durch andere syntaktische Stilmerkmale untermauert, etwa durch die große Zahl der Relativ- und Kausalsätze (Margetts 1969, 183). V. Siegroth-Nellessen ergänzt hier mit konkreten Vergleichszahlen zu Tauler und Seuse; allerdings sind ihre Statistiken nicht durch Textbeispiele illustriert, die meisten Ergebnisse bleiben unkommentiert, die Beziehungen zwischen Syntax und Semantik werden kaum erörtert, zwischen den vermuteten kommunikativen Funktionen der Stilmittel wird nicht genügend textsorten- und autorspezifisch differenziert: Ähnlich die detaillierte Kritik von Michel (1984), der zu Recht fragt, „ob es nicht möglich wäre, mehr aus den Daten herauszubringen“ (S. 83).

entfernt von der gesprochenen Sprache des spontanen Gesprächs“ (S. 133): Eckhart schreibe „Kunstprosa“ (S. 173).³⁸

Die Untersuchungen v. Siegroth-Nellessens (1979) zielen u.a. auf einen Stilvergleich Meister Eckharts mit dem Straßburger Dominikaner Johannes Tauler (ca. 1300–1371). Dieser „bedeutendste[.] Volksprediger des 14. Jhs.“ (Stammeler ²1960, 949) war hauptsächlich in der Frauen- und Stadtseelsorge tätig. Rund 80 der von Tauler überlieferten deutschen Predigten sind von ihm selbst autorisiert, viele andere, die in Druckausgaben vom Ende des 15. bis ins 17. Jh. unter seinem Namen erschienen, nicht.³⁹ Er wurde auch von Luther geschätzt⁴⁰ und daher in beiden Konfessionen immer wieder gelesen.

Als berühmtester Prediger des 15. Jhs. schließlich gilt Johann Geiler von Kaisersberg (1445–1510), die „schmetternde Posaune des Straßburger Münsters“. ⁴¹ Bei seinem Werk kann jedoch wegen fremder Bearbeiter, späterer Druckredaktionen u.ä.m. wiederum kaum der Stil Geilers selbst festgemacht werden. Besonders bekannt wurde eine Serie täglicher Fastenpredigten in den Jahren 1498/99 über Sebastian Brants ‚Narrenschiff‘ (1494), das seinerseits für Jahrhunderte der größte Bucherfolg in deutscher Sprache wurde.⁴² Nach Wehrli (1980, 899) kündigt sich bei Geiler schon „etwas von der grobianischen Sprachfreude an, die zum Ton des folgenden Jahrhunderts“ gehöre.

Detaillierte syntaktische Stilvergleiche der großen Prediger des 13. bis 15. Jhs., Berthold, Eckhart, Tauler, Geiler, liegen bislang nicht vor. Für die Beschreibung des mittelalterlichen Predigtstils, der zugleich einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung „der“ Prosa darstellt, wäre ein solcher diachroner Vergleich, der gemeinsame Textsortenmerkmale von individuellen, autorspezifischen Stilistika und von zeitgebundenen entwicklungsgeschichtlichen Charakteristika abheben müßte, sehr aufschlußreich. Dazu wären sowohl synchrone Vergleichsanalysen mit zeitgenössischen (z.T. in den letzten Jahrzehnten erst erschlossenen) Predigtsammlungen vonnöten wie auch Kontrastierungen mit dem Prosastil der anderen, immer reicher und differenzierter

38 Die Auseinandersetzung von Margetts mit dem Schwanken der Predigtsprache (aber auch der „älteren deutschen Sprachstufen“ allgemein) „zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit“ (S. 134) enthält richtige Ansätze, auch wenn die neuere Forschung zur gesprochenen Sprache damals gerade erst einsetzte. Er hält es für falsch, „Anakoluthe und andere Abweichungen von der neuhochdeutschen Norm“ als Beweis für sprachliche „Freiheit“ zu betrachten, da dies „von einem anachronistischen, normierenden Standpunkt des Neuhochdeutschen aus“ geurteilt sei (S. 134): Ein Vergleich mit der etwas späteren Behandlung dieser Phänomene bei Sandig (1973) auf der Basis neuerer Forschungsansätze wäre lohnend.

39 Vgl. kurz: Wehrli (1980, 642ff.), Ruh (1978b, 595ff.), Haas (1984a, 239ff.; 1987, 268ff.); allgemeiner Cognet (1980, 91–124). Zum Nachwirken der mystischen Predigtweise von Meister Eckhart und Johannes Tauler neben der ebenfalls dominikanischen Tradition der theologisch-scholastischen Predigt s. detailliert Steer (1987a, 334ff.).

40 Vgl. Eggers (III, 1969, 170).

41 Vgl. kurz Stammeler (²1960, 1001ff.), Wehrli (1980, 897ff.). Ruh (1981, 11f.) weist am Beispiel Geilers, der „zugunsten des Predigtstuhls im Straßburger Münster“ eine erfolgreiche Universitätslaufbahn aufgab, auf das Ansehen des Predigtamtes.

42 Eine weitere berühmte und typische Predigtserie Geilers wurde in einem Augsburger Frauenstift gehalten über einen Traktat von Johannes Gerson, dessen Theologie Geiler vertrat. Die Form der Reihenpredigt ist nach Ruh (1978b, 583) charakteristisch für die deutsche Predigt des 15. Jhs.

werdenden Textsorten. Wenden wir uns zunächst weiteren Subtypen der geistlichen Prosa zu – nach den hier exemplarischer behandelten Problemen der Diskrepanz von Stilbewertung und konkreter linguistischer Beschreibung jedoch nur noch stichpunktartig.

β) Scholastik und Erbauungsliteratur

Überblicke: Stammer (1960, 914–932), Steer (I–III, 1970/71/73), Steer (1987a, 339–370). Seit dem 12./13. Jh. werden neben der Bibel zunehmend „auch theologische Schriften wie überhaupt Werke der Schule“ in der Volkssprache rezipiert. „Die Vermittlungsformen sind vielfältig“: Übersetzungen, Kompilationen, Bearbeitungen, aber auch eigenständig abgefaßte deutsche Texte. Erst in den letzten Jahrzehnten ist die Germanistik durch Anstöße der Theologie und die Forschungen von Stammer und Ruh auf das eigene Gebiet ‚Deutsche Scholastik‘ aufmerksam geworden, das „genuin theologische[s] Schrifttum bis hin zum katechetischen und erbaulichen von dem der ‚Deutschen Mystik‘ und von der weltlichen Sachprosa“ abgrenzen soll. Neben Übertragungen von Werken der lateinischen Hochscholastik (beginnend mit einer mittelhochdeutschen Übersetzung der ‚Summa theologiae‘ von Thomas von Aquin) steht die weit größere Menge der ‚Werke der Praktischen Theologie‘, auch als ‚Anwendungsscholastik‘ bezeichnet (nach Steer 1987a, 339f.).

Die Abgrenzung von deutscher Scholastik und Mystik ist einerseits klar, beide liegen „auf ganz verschiedenen Ebenen der menschlichen Erfahrung und können gar nicht angemessen miteinander verglichen werden“ (Eggers II, 1965, 184). Andererseits haben viele Mystiker (wie Meister Eckhart oder Heinrich Seuse) neben ihren von der Mystik beeinflussten Predigten und Schriften gelehrte schultheologische Abhandlungen, Traktate, aber auch Predigten verfaßt. Gerade die Dominikaner waren auch an der Ausbildung der deutschen Scholastik stark beteiligt. Im 13. Jh. war der schon erwähnte Lehrer und Begleiter Bertholds von Regensburg, David von Augsburg, wohl der erste, der nach „dem deutschen Isidor und Notker von St. Gallen [...] in freier deutscher Sprache, wenn auch nicht unabhängig von der lateinischen, dogmatische Fragen erörtert und eine indigene Fachsprache der Theologie entwickelt“ und „den deutschsprachigen geistlichen Lehrtraktat geschaffen“ hat; gleichzeitig hat er „auch als der Schöpfer und unnachahmliche Vollender der volkssprachlichen Franziskanerpredigt des 13. Jahrhunderts“ zu gelten (Steer 1987b, 84f.).

Am wenigsten scharf ist ferner „abzugrenzen, was als Schrifttum der Erbauung angesprochen wird“, denn der „Lehre und Unterweisung waren fast immer Elemente der Erbauung beigemischt“ und umgekehrt (Ruh 1978b, 583). Berühren sich viele dieser Texte mit der Populärscholastik (s. die folgende Einordnung Steers), so ist doch auch „ein nicht unbedeutender Teil der Erbauungsliteratur im Umkreis der Mystik [...] angesiedelt“ (Ruh 1978b, 583).

Das zugehörige Schrifttum gliedert Steer (1987a) folgendermaßen:⁴³ 1.) Glossen und Glossare: u.a. mischsprachliche und zweisprachige klerikale Lehr- und Lernliteratur, Vokabularen 2.) Geistliche Enzyklopädien⁴⁴ 3.) Theologische Summen und Traktate: Als bedeutende Summen gelten zunächst die Übersetzung der ‚Conclusiones‘ des Johannes de Fonte und eine ‚Sentenzen‘-Bearbeitung; die schon erwähnte anonyme Übersetzung der ‚Summa theologiae‘ des Thomas von Aquin;⁴⁵ kleinere theologische Summen- bzw. Compendien von Thomas von

43 Steer (I–III, 1970/71/73) gliedert noch anders – ähnlich Ruh (1978b, 570), der „von theologischen Disziplinen und Werken“ ausgeht – in: 1. Dogmatische und moraltheologische Literatur, 2. Exegetische, liturgiewissenschaftliche und kanonistische Literatur, 3. Katechetische und erbauliche Literatur, 4. Predigt-Literatur, 5. Enzyklopädische Literatur.

44 Die beiden bedeutendsten, der ‚Lucidarius‘ und Konrads von Megenberg ‚Buch der Natur‘, werden hier unter ‚Weltliche Sachprosa‘ (u.S. 44ff.) behandelt: vgl. bereits o. Anm. 7.

45 Gindele (1976, 9ff.) gibt einen kurzen Überblick über bisherige Untersuchungen des Textes, der von G. Schieb (Diss. 1943) erstmals textkritisch ediert und auf seine Herkunft hin

Aquin, Bonaventura und Hugo Ripelin von Straßburg.⁴⁶ Vom 14. Jh. an wagen immer mehr Autoren den Schritt in die Volkssprache. Die deutsch konzipierten Summenwerke der Populärscholastik imitieren die lateinischen: Das „Buch der Tugenden“ mit verschiedenen Quellen, die ‚Rechtssumme‘ Bruder Bertholds, eine kürzende, radikale Bearbeitung der ‚Summa confessorum‘ des Johannes von Freiburg, bei der das Werk von einer Beichtsumme für Kleriker zum Sittenbuch für ein Laienpublikum umgestaltet und (mit 128 Hss.) zum „erfolgreichste[n] moraltheologisch-kanonistischen Handbuch seiner Zeit in deutscher Sprache“ wurde (Hamm/Ulmschneider 1985, 54: Textsorte „im Grenzbereich zwischen Theologie und Jurisprudenz“); die ebenfalls weit verbreitete Beichtsumme ‚Erchantnuzz der sund‘, bislang dem berühmten Wiener Universitäts-Theologen Heinrich von Langenstein, neuerdings von P. Wiesinger jedoch einem anderen Mitglied der sog. Wiener Übersetzerschule zugeschrieben (vgl. Steer 1987a, 364), gewidmet Herzog Albrecht III. von Österreich, „herausragendes Beispiel für die Entstehung einer religiösen Laienkultur in Prosa“ (Steer, ebd.).⁴⁷ In das Umfeld dieser Literatur hat Steer (II, 1971, 204) noch Ottos von Passau ‚Die 24 Alten‘ gestellt, mit 120 Hss. zwischen 1383 und 1595 in verschiedensten deutschen Mundarten ebenfalls ein Werk der religiösen Massenkultur, die Kuhn (1980a, 98) die „wahren Bestseller durchs 15. und 16. Jahrhundert“ nennt.⁴⁸ Unter den für gebildete Laien verstärkt in der zweiten Hälfte des 14. Jhs. verfaßten religiös-belehrenden Texten ragen heraus: der ‚Gewissenspiegel‘ Martins von Amberg („Grundmuster des spätmittelalterlichen Katechismus“) und der ‚Große Katechismus‘ Ulrichs von Pottenstein, das „größte Summenwerk, das je im deutschen Mittelalter verfaßt wurde“ (Steer 1987a, 364f.).⁴⁹ Auf die ebenfalls hier subsumierte Traktatliteratur (David von Augsburg u.v.a.) gehe ich nicht mehr näher ein, wenngleich sie nach Steer (1987a, 365) „Höhen der Sprache“ ersteigt, „wie sie im 14. Jahrhundert nur die deutsche Mystik erreichte“.

Wieviel der hier nur auszugsweise beschriebene Sektor der geistlichen Prosa zur Entwicklung des Prosastils beigetragen hat und welche Stilvorstellungen und Wirkungsabsichten der mittelalterlichen Autoren bzw. Bearbeiter sich hierin niederschlagen, kann noch kaum abgeschätzt werden. Bislang liegen nur allgemeine Beobachtungen der philologischen Bearbeiter zu einzelnen Texten vor. So bemerkt etwa Steer (1987a, 360), die Übertragungen des ‚Compendiums‘ von Hugo Ripelin von Straßburg seien

analysiert worden ist. Bislang liegen nur sprachwissenschaftliche Beiträge zur Wortgeschichte und Wortbildung vor.

46 Hugos ‚Compendium‘ (13. Jh.) hatte in der Volkssprache den größten Erfolg: Allein acht Übersetzungen in verschiedene deutsche Mundarten von 1300 bis 1500 sind – nach Steer (1987a, 359) – ein Zeichen dafür, daß die „Tradition der sapientialen Theologie“ das geistliche Leben des 14. und 15. Jhs. mehr bestimmte als „die Intellektualisierung der Theologie an den Universitäten“. Ausführlich dazu Steer (1981).

47 Einen Teil dieses Textes legt Putzer (1979) seinen Untersuchungen der Nebensätze zugrunde, s.u. S. 89.

48 Zwei sprachwissenschaftliche Arbeiten benutzen ‚Die 24 Alten‘ als Material: Besch (1967) analysiert das Zusammenspiel der verschiedenen Sprachlandschaften bei Ausgleichsvorgängen in den Bereichen Phonologie, Morphologie, Wortschatz (vgl. o.S. 7, Anm. 10), Rieck (1977) widmet sich einem Teilbereich der dort ausgesparten Syntax, nämlich den Konjunktionen (s.u. S. 80ff.).

49 Nach Baptist-Hlawatsch (1980) ist die Überlieferung mit nur elf bekannten Hss. im wesentlichen auf Österreich begrenzt geblieben; S. 139–322 gibt sie eine Teiledition (ein Sechzigstel!) des nirgends vollständig überlieferten Werks, an die der Rezensent Hinderling (1984, 127) die Hoffnung knüpft, „daß nach dieser guten Erschließung wenigstens eines kleinen Teiles das Interesse am Gesamtwerk wächst“. Eine weitere Teiledition lieferte G. Hayer; D. Harmening plant in seinem Projekt im Sonderforschungsbereich Würzburg-Eichstätt (s.o. S. 5) in Zusammenarbeit mit G. Baptist-Hlawatsch eine Gesamtedition.

„von unterschiedlicher Dignität“, hätten aber „durchgehend fachsprachlichen Charakter“, da sie fast alle „für *gelerte lewte*“, d.h. Theologiestudierende und Seelsorgekleriker geschrieben seien: „Wer in ihnen gutes, flüssiges Deutsch sucht, erkennt ihren instrumentalischen Charakter“. In der veränderten Literatursituation des 14./15. Jhs. jedoch, als die „Adressaten der Texte nicht mehr nur die *clerici*“, sondern auch (und des öfteren sogar ausschließlich) Laien und *illiterati* sind, könne die Sprache nicht mehr fachsprachlich, sondern nur noch „volkssprachlich“ sein (S. 362). Derartige sprachliche Überlegungen hat Ulrich von Pottenstein – wohl in Abgrenzung zu Positionen anderer Mitglieder der sog. Wiener Schule⁵⁰ – als Übersetzungsprogramm formuliert: Er widmet sein Werk ausdrücklich *den frumen vnd verstanden layen, die geschickhet sind vnd lieb haben, in dewtschen puchern zu lesen*. Ihretwegen wählt er einen predigthaftern, „mündlichen“ Stil (*als ich des menigern tail etzwenn czu wienn vnd anderswa mvndleich gepredigt hab*) anstelle der gelehrten Übersetzer-Fachsprache (*aygen dewtsch*), die näher gelegen hätte:

Auch ist czu merkchen, daz ich uil der schrift, die ich in dem puch gesezct hab, vil paz hette mügen czu ainer aygen dewtsch bringen denn die dewtsch ist, die ich gesezct hab. Nu hab ich den gemainen lauf dewtscher sprach nach des lanndes gewonhait für mich genomen; wann daz puch vnd die lere, die darinnen begriffen sein, schickchen sich gemainchleich, wie man die lere predigen schülte vor dem volke. Darczu mag sich an allen steten aigne dewtsch nach der latein, als die lawtet vnd nach dem text liget, weder geschickchen noch gefügen. Wann vmbred bringen an maniger stat in der schrift mer nützes vor dem gemainen volkch denn aygnen dewtsch als daz die gelerten wissen, yedoch also, das die warheit des sinnes mit vmbred icht verrucket werde.⁵¹

Die hier angestrebte Stilform der *vmbred* (Umschreibung) ist seit Berthold von Regensburg öfter als Übersetzungsideal gegenüber zu wörtlichen oder aber nur sinngemäßen Übertragungen (s.u.S. 55f.) angeführt worden, ohne bisher konkret syntaktisch/stilistisch identifiziert zu sein:⁵² Ulrichs heute als „breit, predigthafter“ empfundene Sprache in z.T. „auffallend knappe[m] Hauptsatzstil“ (Ranke 1943, 921f.) muß ja nicht unbedingt als geglückte Realisierung des angestrebten Ideals gesehen werden.

Als sehr publikumswirksam stellt sich aus der Sicht der Überlieferung der Sprachstil Bertholds von Freiburg in der ‚Rechtssumme‘ dar, die ebenfalls „meist in Laienkreisen rezipiert“ wurde (Hamm/Ulmschneider 1985, 71).⁵³ Von ihm selbst gibt es keine sprachtheoretischen Reflexionen. Hamm/Ulmschneider (1985, 76) attestieren ihm „einen interpretierenden Übersetzungsmodus“: „angestrebt wird eine allgemein-

50 Über die ‚Wiener Schule‘ und ihre ‚Vermittlung scholastischer Lehre für breite Schichten‘ (Zusammenhänge zur Melker Reform etc.) informiert B. Schnell (1984, 1ff.) am Beispiel von Thomas Peuntner. Vgl. auch kurz Koller (1984, 41).

51 Zu dieser Stelle vgl. Ranke (1943, 921f.), Unger (1969, 246), Baptist-Hlawatsch (1980, 146), Steer (1981, 591f.). Alle Zitate aus Ulrich von Pottenstein nach Baptist-Hlawatsch (1980, 145f.).

52 Mit weiteren Stellen und Erläuterungen s. Steer (1981, 590ff.).

53 Eine synoptische Edition dreier Fassungen der ‚Rechtssumme‘ in 4 Bänden, hg. v. G. Steer u.a., erscheint mit 4 weiteren Bänden (textgeschichtliche Lesarten, Kommentar, Wortindices) demnächst in der Reihe ‚Texte und Textgeschichte 11–18‘. Untersuchungen zur ‚Rechtssumme‘ s. in Hamm/Ulmschneider (1980).

verständliche, umschreibende Darstellung, die [...] nur übernimmt, was für ein spezifisches Laienpublikum praktisch verwendbar erscheint“.

Die hier behaupteten Stilkontraste von Hoch- und Populärscholastik unter Einbeziehung zeitgenössischer Übersetzungstheorien und mit angedeuteten Vergleichen zu anderen Gattungsstilen⁵⁴ fordern eine linguistische Überprüfung geradezu heraus!

γ) Mystik

Überblicke: Stammler (²1960, 932–966), Cognet (1980 [1968]), Ruh (1978b, 586–600), Wehrli (1980, 621–661), Ruh (1982a), Haas (1987). Sammelbände: Haas/Stirnemann (1980), Ruh (1984), Ruh (1986b).

„Mystik ist nicht in einer bestimmten historischen Stunde oder an einem besonderen Ort entstanden, vielmehr immer wieder neu und in anderen Formen aufgebrochen. [...] Mystik als Ordensspiritualität ist im Mittelalter die Regel. Aber es gibt sie auch in religiösen Gruppen außerhalb der Mönchsgemeinschaften: in Laienkreisen ‚erweckter‘ Gläubiger und im Strom häretischer oder häresieverdächtiger Bewegungen“ (Ruh 1982a, 21f.).

„Volkssprachliche Schriftkultur im Mittelalter darf sicher generell als Ausgliederung der lateinischen verstanden werden. [...] Im Bereich der religiösen Prosa gibt es nur eine Ausnahme: die volkssprachliche Mystik. [...] So ist die Volkssprache, so paradox dies klingt, die Metasprache der Mystik, die die Begrifflichkeit und Argumentationsstruktur der lateinischen Theologensprache hinter sich läßt. [...] Es ist vom ‚Mehrwert der mystischen Rede‘ [Haas] gegenüber der Theologensprache gesprochen worden: Dieser Mehrwert darf in mittelalterlicher Zeit zugunsten der Volkssprache verbucht werden“ (Ruh 1982a, 28, 30).

„Dieses Ringen, die Unbegreiflichkeit Gottes zu begreifen, [...] das Unausprechliche seines Wesens mit den armseligen menschlichen Ausdrucksmitteln zu beschreiben, stellt an die Sprache unerhörte, bis dahin nie erprobte Anforderungen“ (Eggers II, 1965, 175).

„Es besteht ein gewisser Konsens, daß die Literatur des deutschen Mittelalters zwei große Erfüllungen findet: die höfische Klassik ums Jahr 1200 und die geistliche Prosa des 13. und 14. Jahrhunderts, insbesondere die ‚deutsche Mystik‘ mit der unvergleichlichen Abfolge der großen Namen Mechthild, Eckhart, Tauler, Seuse“ (Wehrli 1980, 609).

Die vielgerühmte deutsche Prosa der Mystik⁵⁵ dokumentiert sich vor allem in Predigt, Traktat, Sendbrief und Vita: Gattungen, die „von ihrer Appellstruktur her seelsorgerlich ausgerichtet“ sind (Haas 1984b, 604).⁵⁶ Die äußerst wirkungsmächtigen Predigtwerke von Eckhart und Tauler wurden oben im Abschnitt ‚Predigt‘ bereits vorgestellt. Meister Eckhart hat darüber hinaus Werke in lateinischer Sprache „von

54 So bezeichnet Steer (1987a, 362) etwa die Sprache des ‚Buchs der Tugenden‘ als „nüchtern und spröde, der Kanzlei- und Rechtssprache verwandt, durch die Nähe zum Latein anspruchsvoll“; die Sprache Martins von Amberg im ‚Gewissenspiegel‘ scheint ihm „in Satzrhythmik und Stil unüberhörbar geprägt vom Übersetzungsschrifttum Johanns von Neumarkt“ (S. 365) etc.

55 Ruh (1982a) weist nachdrücklich darauf hin, daß Mystikforschung Aufgabe verschiedener Disziplinen ist. Des weiteren sei die deutsche Mystik des Mittelalters im abendländischen Kontext zu sehen, was sowohl Übersetzungen in andere Volkssprachen (etwa im Kreis der Beginenmystik), besonders aber auch zahlreiche Übertragungen ins Lateinische verdeutlichen. Ruh (1978b, 598ff.) informiert kurz über die niederländische und die englische Mystik.

56 Ruh (1978b, 568ff.) unterscheidet Franziskanische Mystik, Frauenmystik, Mystik großer Dominikaner, mit einem Anhang zum lateinischen Schrifttum der ‚Devotio moderna‘ (Thomas’ a Kempis ‚Imitatio Christi‘ u.a.).

erstrangiger Bedeutung“ geschrieben sowie verschiedene Traktate in deutscher Sprache, so die ‚Reden der Unterweisung‘ und vor allem ‚Das Buch der göttlichen Tröstung‘, das weit verbreitet war.⁵⁷

Die Geschichte der deutschen Mystik beginnt für viele mit Hildegard von Bingen im 12. Jh., die jedoch noch, mit fremder Unterstützung, lateinisch schreibt.⁵⁸ Ihre visionären Erfahrungen verbinden sie „mit der Beginen- und Nonnenmystik des 13. Jahrhunderts“ (Ruh 1982a, 12). Ihre bedeutendste deutsche Vertreterin ist Mechthild von Magdeburg, deren niederdeutsch verfaßtes Werk ‚Das fließende Licht der Gottheit‘ (ca. 1270/80) zu den großen Prosaleistungen des 13. Jhs. gerechnet wird.⁵⁹ Überliefert ist es jedoch nur in der oberdeutschen Rückübersetzung einer lateinischen Bearbeitung, die gegen 1345 unter der Leitung des Dominikaners Heinrich von Nördlingen angefertigt wurde, so daß Sprache und literarische Form „nur wie durch einen Schleier sichtbar“ sind (Kuhn 1967, 175). Diese Vertreterinnen der sog. Älteren Frauenmystik, meist adeliger Herkunft, betrachtet man auch als das geistliche Pendant zur neuen Sicht der Frau und ihrer bedeutenden Stellung im Minnekuhl der weltlich-höfischen Dichtung.⁶⁰ Nach Ruh (1982a, 28f.) hat Mechthilds Sprache „eine höfische Umgangssprache zur Basis“.

Im Gegensatz zu ihren Vorgängerinnen schnitten die Mystikerinnen des 14. Jhs. in der kultur- und geistesgeschichtlichen Beurteilung oft schlecht ab. Noch Wehrli (1980, 657f.) schreibt über die von ihnen bevorzugt gepflegte Vitenliteratur:⁶¹

„Ein Verlust an Niveau und Ursprünglichkeit zeigt sich aber gerade in der Literarisierung, in der gattungsmäßigen Ausbildung und Aufzeichnung mystischer Lebensläufe: in den sogenannten Schwesternleben. [...] Der Gesamteindruck ist ergreifend und erschreckend zugleich“.

Stammler (1960, 963) hat zur Beschreibung dieses Sachverhalts gar ein altes Geschlechterstereotyp bereit:

„auch in der spätmystischen Bewegung“ stand „das vitale Übergewicht auf Seiten der Frau. Die intellektuelle, geistig-formende Überlegenheit besaß dagegen der theologisch belesene, gedanklich ordnende Mann. Solches Wechselspiel der weiblichen und männlichen Kräfte ist besonders symptomatisch für dieses spätmystische Schrifttum in deutscher Sprache.“

In der neueren Forschung wird dies sachlicher, unter Hervorhebung des großen Einflusses der Nonnen- und Beginenmystik auf die führenden Theologen der Mystik formuliert.⁶²

Die literaturgeschichtliche Bedeutung des Vorbilds dieser Vitenliteratur, der (Auto-?)

57 Zur kurzen Information über diese Werke s. Cognet (1980, 29ff.), Wehrli (1980, 633ff.); vgl. ferner o. Anm. 31. – Mit bibliographischen Angaben über die noch nicht vollständigen Ausgaben der deutschen (hg. v. J. Quint 1958ff., fortgesetzt v. G. Steer, demn.) und lateinischen Werke Meister Eckharts s. Haas, in: Glier (1987b, 488).

58 Zu den Lateinkenntnissen und Schreibkünsten der frühen Mystikerinnen und dem Übergang in die Volkssprache s. Grundmann (1958, 58ff.).

59 Vgl. u. a. Eggers (II, 1965, 194ff.), Kuhn (1967, 173ff.), Ruh (1977; 1982a, 12f.), Haas (1987, 242ff.).

60 Vgl. Grundmann (1935), Wehrli (1980, 621f.). Mit einer kurzen Charakterisierung der ‚älteren deutschen Frauenmystik‘ s. Haas (1987, 239ff.).

61 Zur Kurzinformation über die existierenden Sammlungen s. Wehrli (1980, 658); ausführlich Ringler (1980): s. dort auch genauere Angaben zur Abgrenzung von ‚Viten‘ und ‚Offenbarungen‘ (S. 4f.). Als bedeutende Autorinnen sind hier zumindest zu nennen Adelheid Langmann sowie Christine und Margareta Ebner.

62 Haas (1987, 238): „Es ist nun gar nicht leicht zu entscheiden, welcher Teil jeweils in dieser geistlichen Interaktion der gebende und nehmende war“. Vgl. auch Ruh (1985a, 95ff., bes. 109ff.) sowie die Beiträge zum Themenkreis ‚Frauenmystik des Mittelalters‘ in Ruh (1986b, 347–477).

Biographie des dritten „großen“ Dominikaner-Mystikers Heinrich Seuse (ca. 1295–1368), war hingegen nie umstritten. Sein Buch, *daz da haisset der Suse*, gilt als erste Selbstdarstellung in deutscher Sprache, „unvergleichbar noch für Jahrhunderte“ (Wehrli 1980, 652), als Anfang einer neuen Gattung – wenngleich es eigentlich als Andachts- und Unterweisungsbuch konzipiert war. Allerdings ist Seuses Autorschaft umstritten: eine Vorrede legt nahe, daß es von der Dominikanerin Elsbeth Stagel aus Kloster Töß bei Winterthur verfaßt sein könnte.⁶³ Sie sammelte auch 27 Briefe von Seuse; einen Auszug davon hat Seuse überarbeitet: es sind elf Briefe an Nonnen (drei an Elsbeth Stagel selbst), die als Seuses ‚Briefbüchlein‘ überliefert sind.⁶⁴

Weitere wichtige Werke Seuses sind das deutsche ‚Büchlein der Wahrheit‘ und das ‚Büchlein der Weisheit‘, das „als das meistverbreitete Erbauungsbuch des Spätmittelalters in Deutschland gilt“ (Wehrli 1980, 647).⁶⁵ Seuse hat davon noch eine lateinische Fassung für monastische Kreise hergestellt („*Horologium sapientiae*“); diese wiederum ist in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden.⁶⁶ Haas (1984a, 242) nennt Seuse – „was die Bildhaftigkeit und Empfindsamkeit der Sprache anbetrifft“ – den „erfindungsreichste[n] und poetischste[n]“ der drei großen Mystiker.

Zur Art der Sprachbeschreibung, die den hohen Stilbewertungen der deutschen Prosa der Mystik beigegeben sind, ist das Wesentliche schon im Abschnitt ‚Predigt‘ gesagt. Als veranschaulichendes Beispiel diene nochmals Wehrlis (1980, 609) Gesamturteil:

„Wenn sich die deutsche Literaturhistorie mit einer gewissen Ausschließlichkeit um diese Prosa [...] kümmert [...], so läßt sich dies begründen. Gegenüber einer gewöhnlichen Sachprosa liegt hier die schöpferische Leistung auf der Hand, inhaltlich wie formal. [...] es erfolgen [...] eine Ausdehnung des Vokabulars sowohl ins Konkreteste wie ins Abstrakteste, eine Geschmeidigkeit der Sprache, der nichts mehr schwerzufallen scheint, neue literarische Gattungen, die Ausbildung eines Stils, der diesmal eindeutiger als im Fall der höfischen Klassik der zeitgenössischen bildenden Kunst zu entsprechen scheint: eine im großartigsten Sinn gotische Prosa.“⁶⁷

Ähnlich allgemein äußerten sich lange auch Sprachwissenschaftler, etwa Eggers (II, 1965, 195, 197), über „die schlichte, aber keineswegs ungelenke Sprache“ Mechthilds von Magdeburg: man erkenne die „Biegsamkeit“ ihrer Prosa, „wenn man die schlichte Sprache ihres Lebensberichtes mit der ekstatischen Rhetorik vergleicht, in der sie von ihrer Vision kündigt“.

63 Genauer dazu Cognet (1980, 125ff.), der noch eine 3. Redaktionsschicht über den genannten zu erkennen glaubt (nämlich spätere Dominikanerinnen des Klosters Töß).

64 Auch solche Briefsammlungen sind neu und typisch für diese Zeit. Als ältester erhaltener Briefwechsel in deutscher Sprache gilt die Korrespondenz der Nonne Margareta Ebner aus Kloster Medingen (bei Dillingen) mit jenem Heinrich von Nördlingen, dem die Übersetzung Mechthilds von Magdeburg zu verdanken ist: Kuhn (1967, 174) macht eine despektierende Bemerkung über die hektischen Aktivitäten im „Betrieb der mystischen Seelenfreundschaften“.

65 Zu Seuses Kritik am scholastischen Schulbetrieb seiner Zeit und seinem Ideal, Theorie und Praxis, Kontemplation und Aktion nicht auseinanderzutrennen zu lassen, als Grundlage seiner Werke vgl. Haas (1984b, 611f., 626ff.). Zur Deutung seiner Werke s. ferner Cognet (1980, 146ff.), Haas (1987, 275ff.).

66 S. nochmals o. Anm. 55 zu Ruh (1982a, 26f.), der die Funktionen dieser Übertragungen ins Lateinische genauer analysiert.

67 Man vgl. den oft indirekt zitierten Titel von Stammer (1933).

Für die Situation der bisherigen Sprachanalyse faßt Ruh (1986a, 29) zusammen, daß bislang Terminologie, Bildsprache und mystikspezifische rhetorische Mittel im Vordergrund des Interesses standen, während die Arbeiten zur Syntax als noch „nicht ausgereifte Versuche“ zu betrachten seien.⁶⁸ So bleiben die – ebenfalls eher poetisch-philosophisch empfundenen – folgenden Äußerungen von Haas trotz den schon erwähnten (s.o.S. 26f.) Ansätzen von Margetts (1969) und v. Siegroth-Nellessen (1979) vorläufig noch Herausforderungen für den Sprachwissenschaftler und harren des konkreten Nachweises:

„Der Vorgang der Dingbewältigung durch die Sprache vollendet sich jedoch erst in der Syntax als wirkender Kraft der Synopsis: Syntaktische Fügung verschiedener Worte bedeutet eine Erhöhung der Transparenzfähigkeit des einzelnen Wortes; verbundene Worte umhüllen spinnwebartig den faktisch vorgegebenen Sachverhalt, umkreisen und umspannen in ausgezeichneter Weise das Ding, die Sache, die dennoch nie restlos in den sprachlichen Vorgang einzuholen ist. Selbst in den subtilsten syntaktischen Umkreisungsmanövern ist das formulierte Paradoxon unwiderlegbar“ (Haas 1984a, 184).

Der Sprachwissenschaftler hat bei künftigen textsyntaktischen Studien vieles zu beachten, besonders die Textsortenabhängigkeit stilistischer Phänomene. Dies vermißt etwa Michel (1984, 86) zu Recht bei v. Siegroth-Nellessens (1979) Vergleich von Traktaten Eckharts, Predigten Taulers und der ‚Vita‘ Seuses: bewußte Fragestellungen, wie sich „die Option der Gattung“ auf die Textstrukturierung auswirkt, wären interessant. Ringler (1980, 91) etwa beobachtet am Vergleich der sehr persönlichen Offenbarungen der Christine Ebner und den von ihr verfaßten Nonnenviten, „wie wenig ‚Stil‘ im Mittelalter der Stil einer Person und wie sehr er der Stil einer Gattung ist“. Seine Charakterisierung der Viten mit „gelöste, heitere Sprache einer Welt frommer Naivität und Anmut“, die „für die Entstehung des Nürnberger ‚weichen Stils‘ [Gürsching]“ Anregung gegeben haben könnte und nicht nur in ihrem „Raffinement dem ‚schlichten‘ Stil der *Legenda aurea*“ vergleichbar sei, bewegt sich jedoch im üblichen wohlklingenden Allgemeinen.⁶⁹

68 Vgl. Steer (1986b, 478): „Noch ganz am Anfang steht die Forschung bei der Stilbeschreibung mystischer Texte“.

69 Über solche Allgemeinheiten hinaus scheint die nur im Mikrofilm erhältliche Diss. von H. Gehring ‚The Language of Mysticism in South German Dominican Convent Chronicles of the XIVth Century‘ (Michigan 1957) zu gehen, kurz vorgestellt bei Ringler (1980, 11–13): Das Interesse gelte „ausdrücklich dem Wie („how“) des Ausdrucks“. Gegen die bisher übliche Ansicht, „die Sprache der Nonnenviten sei ‚pedestrian and derivative‘“, halte er deren Absicht, erbaulich zu wirken; das führe zwangsläufig zu einem Stil, der „narrative and descriptive“ sei. „Eine genaue Untersuchung zeige jedoch, daß die Sprache dieser Werke besser und signifikanter sei als gemeinhin angenommen“ und „einen eigenständigen Beitrag zur mystischen Sprache des späten Mittelalters“ liefere. – Haas (1987, 294) plädiert dementsprechend für eine „literaturgeschichtliche Einordnung der Nonnenliteratur in den Zusammenhang legendenhafter Literatur“, was ein Interpretationsschema liefere, „das sehr viel adäquater ist als all die voreilig psychologischen und soziologischen Zugänge“ und dem „Bildungshorizont der Nonnen“ (geprägt durch Tischlektüre u.ä.) entspreche.

8) Heiligenlegenden

Überblicke: Stammler (²1960, 1004–1017), Ruh (1978b, 584–586), Williams-Krapp (1984), Steer (1987a, 306–318).

Die mystischen ‚Schwesternleben‘ haben, wie zuletzt gehört, in Inhalt, Stil und Intention bereits manches gemeinsam mit der Heiligenlegende, die „für den Gläubigen im Ordensstand wie in der Welt“ neben der Predigt „die wichtigste geistliche Speise“ war:

„Sie handelt von Gottes Wirken in der Welt durch seine Heiligen und nimmt damit eine Stellung ein wie Evangelien und Apostelgeschichte, denen sie auch stilistisch nahesteht: im ‚sermo humilis‘“ (Ruh 1978b, 584).

Die Lebensdarstellungen heiliger Frauen und Männer, meist aus den Anfängen des Christentums – z.T. mit historischem Kern, in fabulöser Ausschmückung –, erscheinen zunächst in poetischer Form. Dem Namen nach ist Legende das, „was gelesen werden soll“, d.h. sie dient der Vorlesung im Gottesdienst und in Klöstern, z.B. als Tischlektüre. Volkssprachige Prosa taucht vereinzelt bereits im 13. Jh. auf. Im 14./15. Jh. werden die Verslegenden, vor allem unter dem Einfluß der Mystik in den Frauenklöstern, mehr und mehr in Prosa aufgelöst,

„in der Regel jedoch übersetzen und bearbeiten Autoren lateinische Prosatexte. Zurück tritt die Einzellegende – mit Ausnahme breit angelegter Lebensbilder von zumeist neuen Heiligen wie Franziskus, Elisabeth von Thüringen, Katharina von Siena –, es sind umfangreiche Legende, die im späten Mittelalter die Geschichte der volkssprachlichen Hagiographie bestimmen“ (Ruh 1978b, 585).

Wie in den meisten anderen Gebieten (vgl. ‚Scholastik‘ und ‚Weltliche Sachprosa‘) dominiert auch hier der Zug zum Sammelwerk, zur Prosa-‚Summe‘.⁷⁰ Hier seien nur die wichtigsten dieser Legende aufgeführt.

Durch Muster angeregt, „die dem erzählenden wie dem didaktischen Moment stärker Raum gaben“ (Steer 1987a, 308), kompilierte in den 60er Jahren des 13. Jhs. der lombardische Dominikaner und spätere Erzbischof von Genua Jacobus a (de) Voragine aus schriftlichen und mündlichen Quellen eine Sammlung der Kalenderheiligen nach der Ordnung des Kirchenjahres, die unter der Bezeichnung ‚Legenda aurea‘ zu einem der meistgelesenen Bücher der Folgezeit wurde.⁷¹ Die (anonymen) Umsetzungen Ende des 13. Jhs. sind zunächst noch Verserzählungen gewaltigen Umfangs: das sog. ‚Väterbuch‘ mit 41.000 Versen (das neben der ‚Legenda aurea‘ noch die ‚Vitaspatrum‘⁷² als Quelle hat) und das ‚Passional‘, mit ca. 110.000 Versen die wohl größte Reimgeburt des deutschen Mittelalters (hervorgegangen aus einem Predigtlegendar, unter späterem Einfluß der ‚Legenda aurea‘ und weiterer Quellen). „Ihre Überlieferung ist ein halbes Jahrhundert lang mächtig, vermag sich aber gegenüber den neu aufkommenden Prosalegendaren nicht zu halten und läuft um die Jahrhundertmitte aus“ (Steer 1987a, 309).

⁷⁰ Zur ursprünglich einzelnen Überlieferung und den späteren „separaten libellis“, in denen die Viten der neuen, zeitgenössischen Heiligen verbreitet werden, vgl. Steer (1987a, 307, 317f.).

⁷¹ Zur lateinischen ‚Legenda aurea‘ und ihren Umsetzungen s. Kunze (1983).

⁷² Vgl. Steer (1987a, 314f.) zu diesem Sammelwerk, das von einigen ursprünglichen Eremiten-Viten seit dem 6. Jh. beständig um weitere Viten, aber auch um einen Exempelteil erweitert wurde. Es wurde gleichzeitig mit der ‚Legenda aurea‘ sowohl in niederländische wie auch in alemannische Prosa übertragen.

Um 1350 erfolgte in Straßburg die erste Umsetzung der ‚Legenda aurea‘ in deutsche Prosa, die sog. ‚Elsässische Legenda aurea‘.⁷³ Im Gegensatz zu den meisten anderen Übertragungen⁷⁴ gilt sie als souverän und wird in ihrer „sprachlichen Qualität als eines der ‚wertvollsten Prosadenkmäler‘ (WILHELM) des 14. Jhs. geschätzt“ (Kunze 1983, 460). Ihr Verbreitungsraum bleibt im wesentlichen der Südwesten, während sich nördlich davon eine andere, ebenfalls sprachlich sehr gewandte südmittelniederdeutsche Übersetzung bis in den Raum Trier-Koblenz-Hannover durchsetzt, die vor allem in Kreisen der ‚Devotio moderna‘ verbreitet wird.⁷⁵

Das dritte spätmittelalterliche „Standard-Legendar“ (Steer) neben den beiden genannten ‚Legenda aurea‘-Übertragungen entstand Ende des 14. Jhs. im Nürnberger Dominikanerkloster: ‚Der Heiligen Leben. Sommer- und Winterteil‘. Kern der Sammlung ist ebenfalls eine Übersetzung der ‚Legenda aurea‘, die Hauptimpulse gingen aber wohl von der volkssprachlichen Tradition zu über 50 deutschen Heiligen aus. Über die Hälfte der 251 Legenden sind Prosaauflösungen von ‚Passional‘ und ‚Märterbuch‘, von einzelnen mittelhochdeutschen Verslegenden und sogar von Hartmanns von Aue ‚Gregorius‘.⁷⁶ Die zunächst wohl zur Tisch- und Privatlektüre des Nonnenkonvents bestimmte Sammlung erreichte nach kurzem „alle lesefähigen Stände“, drang im 15. Jh. auch in die Verbreitungsgebiete der beiden anderen großen Legendare ein und diente „mehrfach zur Ergänzung der dortigen Sammlungen“ (Steer 1987a, 311f.). Williams-Krapp (1984, 700) führt seine bahnbrechende Wirkung (ca. 150 Hss., 33 hochdeutsche und 8 niederdeutsche Drucke bis 1521) auf den „sehr weit fortgeschrittenen Grad der ‚Popularisierung‘“ des Werkes zurück: Im Gegensatz zur früheren Hagiographie bestimme nicht mehr die Vorlage „das strukturelle und sprachlich-stilistische Gepräge der Texte“. Sie liefere lediglich „die Erzählfabel, die ‚enthistorisiert‘ und unter beinahe völligem Verzicht auf gelehrtes Beiwerk in einem überaus einheitlichen Lapidarstil gestaltet wird“.⁷⁷

Die Vorstellung der großen Legendare enthielt bereits einige stilistische Stellungnahmen, die jedoch nicht ganz übereinstimmen: Dem nicht anspruchsvoll klingenden „Lapidarstil“, den Williams-Krapp und ähnlich Steer (1987a, 311: „schlicht parataktische Reihung“) den ‚Heiligen Leben‘ attestieren, steht Stammlers (1960, 1014) Eindruck von „einer gefeilten und gehobenen Ausdrucksweise“ gegenüber. – Für den Verfasser der ‚Legenda aurea‘ gilt nach Williams-Krapp (1984, 700) noch die traditionelle Haltung einer starken „Verpflichtung der Vorlage gegenüber“, die so weit gehe, „daß er sich den verschiedenen Stilebenen der einzelnen Legenden seiner inhomogenen Vorlage (sie enthielt 22 Texte, die nicht aus der lateinischen LA stammen) anpaßt“: er habe „zumindest in diesem Textteil die Leser seines Werkes nicht

73 Jetzt in der vorbildlichen Ausgabe von Williams/Williams-Krapp (1980), s. dazu die Rezension von Gärtner (1986). – Ediert ist auch die älteste Sammlung deutscher Prosalegenden von Hermann von Fritzlar, entstanden 1343/49 in der mystischen Aura des Erfurter Dominikanerklosters: obwohl, nach Ehrismann (1935, 382), in gewandter Prosa abgefaßt, fand das Werk keine Verbreitung.

74 Kunze (1983) informiert kurz über 8 weitere, die sich, wie etwa die ‚Harburger LA I‘, z.T. recht wörtlich ans Lateinische halten.

75 Vgl. Kunze (1983, 457ff.), Steer (1987a, 310ff.).

76 Plate (1983) hat die Versauflösung des ‚Gregorius‘ gesondert herausgegeben in einem synoptischen Druck mehrerer Hss. des 15. Jhs., der den Weg der Prosaauflösung vom versnächsten Text zu späteren Redaktionen (= freieren Bearbeitungen) zu verfolgen erlaubt.

77 Williams-Krapp (1984) führt im weiteren aus, daß gerade diese an ein städtisches Laienpublikum gerichtete popularisierende Hagiographie komplementär zur breiten Rezeption auch eine kritische Haltung zum Wahrheitsgehalt der Legenden hervorrief, die in den Attacken der Reformatoren auf die von der Kirche betriebenen *lügen*den gipfelte (u.a. mit Luthers Legendenpolemik 1537).

genügend berücksichtigt, was [...] textgeschichtliche Folgen haben sollte“. Daneben steht das Lob der „gewandte[n] und fließende[n] Sprache“, die „sie zu einem der wichtigsten Prosadenkmäler des Mittelalters“ mache (Stammler 1960, 1012; vgl. ähnlich oben Kunze 1983). Gärtner (1986, 36ff.) hebt „die von der Bibel geprägte Sprache der Übersetzung“ (*sermo humilis*) hervor, die teilweise weiter gehe als in der Vorlage des Jacobus. Er sieht dahinter die Intention, „den liturgischen Hintergrund präsent zu machen“. Unter Verwendung der textlinguistischen Forschungen von Stolt zu den Charakteristika des Bibelstils,⁷⁸ glaubt Gärtner in dieser Übersetzung dieselben Elemente und Signale der Sakralsprache ausfindig zu machen, deren sich der lateinische Bibeltext bedient, um den Hörer/Leser auf eine bestimmte Rezeptionshaltung einzustimmen. Mit Gärtner ist festzuhalten, daß die neue Ausgabe es überhaupt erst möglich macht, „den Stil und die Syntax der religiösen Prosa, die bisher mehr gerühmt als studiert wurde, zu erforschen und zu vergleichen u.a. auch mit den vorlutherischen Bibelübersetzungen“ (S.38).

e) Bibelübersetzung; Reformationsliteratur

Überblicke: Rost 1939, Stammler (1960, 875–905), Sonderegger (1984); zur Reformationsliteratur: Wehrli (1980, 969–1026).

In seiner ‚Geschichte deutschsprachiger Bibelübersetzungen‘ von den Anfängen bis zur Gegenwart betont Sonderegger (1984, 129ff.), daß diese wie „kein anderes Werk und keine andere literarische Gattung oder Textsorte“ „die Geschichte der dt. Sprache in entscheidenden Funktionen von Jahrhundert zu Jahrhundert“ begleite. Die (o.S. 15 behandelten) „tastenden Anfänge[.]“ im späten 8. Jh., die sich auf Teile des Psalters⁷⁹ und die Evangelien beschränkten,⁸⁰ und die weiteren, noch „stammessprachlich gebundenen“ Bibelübersetzungen, -dichtungen und -kommentierungen im Althochdeutschen und Altsächsischen bezeichnet er als „Aufbauphase“. An sie schließe sich vom späten 11. bis 14./15. Jh. im Mittelhochdeutschen bzw. Mittelniederländischen eine „vielfältige Experimentier- und Ausbauphase“ an, die durch die Entwicklung zur Laienbibel gekennzeichnet sei:⁸¹ Neben ersten deutschsprachigen Vollbibeln bilden sich „volkssprachliche[.] Sonderformen wie Historienbibel (in Versen), Bilderbibel, Armenbibel“ heraus, sowie „für den liturgischen Gebrauch Perikopensammlungen, Plenarien und Evangelistare“. Die frühneuhochdeutsche Periode vom 15. bis zur Mitte des 17. Jhs. schließlich charakterisiert er als „Entscheidungsphase der dt. Bibelübersetzung auf der neuen textphilologischen Grundlage der europ. Humanisten und des Buchdrucks“ (S. 131). Sie läßt sich untergliedern nach den „14. und 15. gedruckte[n] Bibeln vor Luther zwischen 1466

⁷⁸ Vgl. u.a. Stolt (1983), s. dazu u. S. 141.

⁷⁹ Zur Tradition der Psalmenübersetzungen von Notker bis Luther s. Schöndorf (1967).

⁸⁰ Vgl. auch Volz (1972, 33*ff.).

⁸¹ Schreiner (1984, 287) stellt in seinem Kapitel „Zur Legitimität und Illegitimität muttersprachlicher Bibelübersetzungen“ die kirchliche Haltung zu diesen Übersetzungen dar, die von Ketzern und innerkirchlichen Reformern immer nachhaltiger gefordert wurden, „um Laien selbständige religiöse Vertiefung zu ermöglichen“ (S.288). Vgl. auch Grundmann (1958, 54ff.).

und 1522“, den Übersetzungen der Reformatoren mit Luther als Höhepunkt sowie den gegenreformatorischen Übersetzungen in Anlehnung an Luther.⁸²

Die spätmittelalterlichen Bibelübersetzungen vor Luther sind, z.T. aufgrund von Luthers eigenen Urteilen wie auch aus „Besorgnis“, die „Bedeutung der Bibel Luthers“ zu „beeinträchtigen“ (Rost 1939, 310), von der weitgehend protestantisch orientierten frühen Germanistik lange sehr negativ bewertet worden.⁸³ Eine neutralere Einschätzung anhand sprachlicher Kriterien findet sich erst in der umfassenden Materialbeschreibung von Walther (1889ff.). Heute erklärt man die unterschiedliche Qualität der deutschen Übertragungen vorwiegend aus verschiedenen Einstellungen zur Vorlage: Seit Hieronymus wurde die Vulgata als sakrosankter Text betrachtet, den man „möglichst genau nachzuahmen“ und nicht „in das Gefüge der Zielsprache“ zu übertragen suchte, was jedoch nicht ausschloß, „daß in der Predigt oder im sonstigen Gebrauch die Bibel in gutem Deutsch gelesen wurde“ (Reinitzer 1983, 58f.).⁸⁴ So rechnet beispielsweise Volz (1963, X) die Prophetenverdeutschung von Claus Cranc aus Thorn (um 1350) wegen „ihrer Gewandtheit im sprachlichen Ausdruck und in ihrem Bemühen um einen guten deutschen Satzbau zu den besten der vor Luther entstandenen Übertragungen“. Große „Freiheit der lateinischen Vorlage gegenüber“ bescheinigt Walther (1889ff., 510ff.) den ‚Melker Evangelien‘ (Ende 14./15. Jh.): nicht selten werde „der passende deutsche Ausdruck richtig getroffen“. Sehr eng an die Vulgata-Vorlage hält sich hingegen jene Übersetzung des 14. Jhs., die dann 1466 als Textgrundlage des ersten Bibeldrucks von Johann Mentel in Straßburg diente.⁸⁵ Sie ist besonders häufig mit Luthers Übersetzungsleistung verglichen worden, was aber schon deswegen nicht angemessen ist, weil sich in den wenigstens 150 Jahren zwischen den beiden Verdeutschungen Sprache und Stil grundlegend verändert haben (Stammler ²1960, 899), sowie auch wegen der anderen Übersetzungshaltung (*verbum de verbo*) des ursprünglich wohl kaum für den Laiengebrauch gedachten Mentel-Textes.⁸⁶ In den 13 Nachdrucken wurde seine schon für die Zeitgenossen veraltete Sprache einige Male Revisionen unterzogen, grundlegend in der 4. Ausgabe um 1475 bei Günther Zainer in Augsburg,⁸⁷ sowie nochmals stilistisch in der 9. Ausgabe 1483 bei Anton Koberger in Nürnberg.

Mit Luthers Rückgriff auf die biblischen Urtexte vollzog sich auf evangelischer

82 Sprachlich analysiert von Musseleck (1981).

83 Vgl. Rost (1939, 309–320), Kolb (1972); zur neueren Entwicklung, in Blickrichtung auf die Originalität und Leistung Luthers, Stackmann (1984).

84 Zu den vielfältigen und „sehr disparat[en]“ Intentionen der Bibelübersetzer speziell des 14. Jhs. vgl. Steer (1983a).

85 Edition Kurrelmeyer (1904ff.). Insgesamt unterschied Walther (1889ff.) 14 verschiedene Übersetzungskreise, was jedoch, nach Stammler (²1960, 884), kaum genügen dürfte: dazu und mit Kurzinformationen über die wichtigsten weiteren Bibelübersetzungen des 14./15. Jhs. (wie das ostmitteldeutsche Evangelienbuch des Matthias von Beheim 1343, den ‚Codex Teplensis‘ um 1400 oder die sog. ‚Wenzelsbibel‘ ca. 1390–1400) s. Sonderegger (1984, 153ff.).

86 Wolf (1984) zeigt diese unterschiedliche Spracheinstellung von Mentel- und Luther-Bibel durch einen Vergleich der Übersetzungen des Lukasevangeliums an der semantischen Verbvalenz auf.

87 Zum syntaktischen Vergleich der 1. und 4. Ausgabe s. Brodführer (1922); im Vordergrund stehen hier jedoch die „Fehler gegen die lateinische Grammatik“ (Kap. 1–3).

Seite ein entscheidender Wandel gegenüber den mittelalterlichen, auf der Vulgata beruhenden Übersetzungen. Luther begann im Dezember 1521 mit der Übersetzung des NT, die bereits 1522 erschien.

Er hatte seit 1516 den hebräischen Text des AT studiert und sich in den griechischen Text mit Hilfe der 1516 von Erasmus von Rotterdam herausgegebenen ersten griechischen Ausgabe des NT eingearbeitet.⁸⁸ Schon im Frühjahr 1517 übertrug er verschiedene Psalmen und andere Bibelstücke ins Deutsche. Von Mitte Dezember 1521 bis Ende Februar 1522 stellte er in nur 11 Wochen die gesamte Übersetzung des NT fertig. Die Drucklegung beanspruchte 5½ Monate. Um vorzeitige fremde Nachdrucke vor dem Erscheinen auf der Leipziger Herbstmesse 1522 zu vermeiden, hielt man den Druck bis zum Erscheinen im September 1522 geheim (daher „Septembertestament“). Bereits Anfang Dezember war die gesamte Auflage in Wittenberg vergriffen; die beiden Verleger hatten – dies voraussehend – Mitte Dezember 1522 eine 2. Auflage fertig, das sog. „Dezembertestament“, an dem Luther einige hundert Stellen korrigiert hatte: nicht nur Druckfehler, sondern auch Wortschatz, Syntax, Stil.⁸⁹ Auch auswärtige Nachdrucker stiegen unverzüglich in das Geschäft ein. Allein 1523 erschienen 12 vollständige Nachdrucke, davon 7 in Basel, 3 in Augsburg.

Die Übertragung des AT hingegen zog sich hin. Da Luthers Übersetzungen eine starke Nachfrage geweckt hatten, gab dies auswärtigen Theologen Anlaß, eigene Propheten- und Apokryphen-Verdeutschungen vorzunehmen: Die Übersetzung der Wormser Spiritualisten Hätzer und Denck 1527 beeinflusste dann ihrerseits sogar Luther und besonders – bis zum Plagiat – 1529 die sog. Züricher „Prädikanten“ (unter ihnen Zwingli).⁹⁰ Die erste Lutherische Vollbibel kam 1534 heraus, die letzte zu Luthers Lebzeiten 1545.⁹¹ 1546 erschien noch eine Ausgabe mit weiteren Revisionen.⁹²

Wie groß die Wirkung gerade von Luthers Frühwerk auf das zeitgenössische Schrifttum war, spiegelt sich in der ungeheuren Zunahme deutschsprachiger Drucke in dieser Zeit. Tschirch (II, ²1975, 103) gibt folgende Tabelle:

Jahr	1500	1518	1519	1520	1521	1522	1523	1524
Zahl dt. Drucke	80	150	260	570	620	680	935	990
Davon Lutherdrucke	–	44	112	234	164	258	392	269

Aufschlußreich ist auch der Vergleich der lateinischen und deutschen Drucke dieser Zeit: im Jahre 1500 machten die deutschen Drucke 1/20 der gesamten Druckproduktion aus, im Jahre 1524 1/3 (s. Wehrli 1980, 969).⁹³

88 Genauer, auch für das Folgende, s. Volz (1972, 41*ff.).

89 Vgl. R. Kuhn (1901, bes. 44–48).

90 Eine synoptische Ausgabe von Hätzer/Denck 1527, Zürich 1529, Luther 1530 sowie dreier weiterer, nämlich der Prophetenübersetzung von Claus Cranc um 1350, der Mentel-Bibel 1466 und der sog. katholischen Bibel von Johann Eck 1537 bietet Volz (1963) für den Text des Propheten Daniel.

91 S. Nachdruck Volz (1972).

92 Zu Luthers Syntax sind eine Reihe von Spezialarbeiten erschienen, die z.T. in Teil B noch herangezogen werden, man vgl. etwa Erben (1954), Stolt (1964), Tschirch (1966), Rössing-Hager (1972) oder in jüngster Zeit Stolt (1983), Erben (1985b), H. Ebert (1986) mit textlinguistischen Fragestellungen sowie zum Verhältnis der Luthersprache zur Alltagssprache/ gesprochenen Sprache und zur Schaffung eines „sakralsprachlichen“ Stils. – Einen Vergleich von Übersetzungen des NT von den griechischen und lateinischen Vorlagen über das Althochdeutsche, Mittelhochdeutsche, Luther u.a. bis zur Gegenwart ermöglicht Tschirch (²1969).

93 Tschirch (II, ²1975, 105) rechnet zu den bedeutenden Wirkungen von Luthers Vorbild, daß

Einen nicht unbeträchtlichen Anteil an der Zahl der deutschen Drucke haben kurzfristig die Flugschriften. Ihre Zahl wird zwischen 1518 und 1525 auf ca. 3.000 geschätzt. Die Gattung umfaßt von Liedern oder Schmähschriften bis zu anspruchsvollen Abhandlungen und literarischen Satiren recht Unterschiedliches:⁹⁴ Theologische Lehrinhalte Luthers wurden

„von allen unzufriedenen Gruppen aufgegriffen und in Schriften mit wertend-berichtenden, lehrhaften, Aufforderungs-, Anklage- und Argumentationsintentionen gefaßt. [...] Die Autoren übernahmen und veränderten dabei alte Formen (Predigt, Sendbrief, Himmels-, Teufelsbrief [...]); sie brachten aber auch neue Formen in die Öffentlichkeit, die z.T. Übernahmen von Mustern lat. Flugschriften waren [...]. Die Gründe für den Rückgang der Flugschriftenproduktion nach 1525 liegen in der verstärkten staatlichen Zensur und im Wandel des Leserinteresses. Danach gibt es nur noch einzelne Höhepunkte“ (Kästner/Schütz/Schwitalla 1985, 1364).

c) Weltliche Sachprosa

Auf die Schwierigkeiten der Abgrenzung der ‚Sachprosa‘ von anderen Literaturbereichen wurde bereits mehrfach hingewiesen. Ebenso problematisch ist die innere Aufgliederung dieser heterogenen Textgruppen, die sich im Spätmittelalter immer stärker auffächern und differenzieren (vgl. o. Anm. 20–22). Nicht zuletzt wegen der vom 13. bis 16. Jh. recht unterschiedlichen Entwicklung dieser Textsorten wähle ich keine Einteilung nach ‚Alltag‘ und ‚Wissenschaft‘, sondern nach Sach- bzw. Stoffbereichen.⁹⁵

α) Fachschrifttum im engeren Sinne

Überblicke: Eis (1960; 1971), Keil/Assion (1974), Giesecke (1980); chronologisch im Rahmen einer Literaturgeschichte: Assion (1987), Rupprich (1970, 652–699; 1973, 405–455).

Unter der hier gewählten Überschrift behandelt Eis (1960, 1115) die sog. Artesliteratur. Nach dem mittelalterlichen System der Wissenschaften bzw. ‚Künste‘

„auch ausgesprochenes Fachschrifttum während der zwanziger Jahre des 16. Jhs. vereinzelt zur Muttersprache übergeht“: 1525 führt Albrecht Dürer den ersten mathematischen Beweis auf deutsch, 1527 hält Paracelsus – in provokatorischer Absicht – die erste medizinische Vorlesung in deutscher Sprache, und Valentin Ickelsamer veröffentlicht im gleichen Jahr die erste grammatische Schrift auf deutsch. Die Bedeutung, die der Sprache von Luthers Bibelübersetzung, aber auch der seines sonstigen umfangreichen Prosaschrifttums für die weitere Entwicklung der deutschen Schriftsprache von Zeitgenossen zugemessen wurde, läßt sich am Titel der deutschen Sprachlehre von Johannes Claj(us) 1578 ablesen, die bis 1720 elf Auflagen erlebte: ‚Grammatica Germanicae linguae ex bibliis Lutheri Germanicis et aliis eius libris collecta‘ – die Quellenangabe wurde jedoch von der 2. Auflage an weggelassen, um ihre Verbreitung in katholischen Gegenden nicht zu behindern. Vgl. u.S.43.

⁹⁴ Überblicke geben Rupprich (1973, 111ff.), Wehrli (1980, 970ff.); „textsortengeschichtliche Studien“ macht Schwitalla (1983).

⁹⁵ Auch im großen Rahmen gibt es hierüber keinen Konsens: So schließt etwa Unger (1969, 217) in ihre Definition von ‚Sachliteratur‘ „Summen des Laienwissens“ wie auch „Rechts-, Geschichts- und geistliche Traktatliteratur repräsentativen Gebrauchs-Charakters“ mit ein, die eigentliche Fachprosa der Artes jedoch aus. Kuhn (1980a, 90ff.) wiederum trennt die Bereiche ‚Theorie, Praxis und Praktiken in Schule und Leben‘ sowie ‚Staat – Recht – Geschichte‘ (vgl. o.S.19). Die folgende Darstellung umfaßt hingegen alle genannten Gebiete, bis auf die geistliche Traktatliteratur.

gehören dazu zunächst die sieben *Artes liberales*, die sich aufteilen in Trivium (Grammatik, Dialektik, Rhetorik) und Quadrivium (Arithmetik, Musik, Geometrie, Astronomie): Deutschsprachige Traktate entstanden im Spätmittelalter besonders über Bereiche des Quadriviums. Ferner die *Artes mechanicae*, die Künste „der auf Gelderwerb angewiesenen Stände“, nach mittelalterlichen Allegorien auch als Dienerinnen der *Artes liberales* bezeichnet und daher „Eigenkünste“ genannt.⁹⁶ Auch hier werden, nach dem Muster der *Artes liberales*, sieben unterschieden:⁹⁷ 1. Handwerk, 2. Kriegswesen, 3. Seefahrt, Erdkunde, Handel, 4. Landbau, Haushalt, 5. Wald, Tiere, 6. Heilkunde, 7. Hofkünste (sowie Tischzuchten, Schachbücher u.a.m.). Diese Gruppen stellen nicht nur „die Hauptmasse der Fachprosa im engeren Sinne“, sondern auch die meisten deutschen Denkmäler, da ihre Verfasser aus berufstätigen Ständen oft „des Lateinischen unkundig waren“ (Eis ²1960, 1116ff.). Eine weitere Gruppe bilden die sog. verbotenen Künste: Magie und Mantik sowie Gaunerbüchlein u.ä.m. – es gibt hier „keine festgelegte Artes-Reihe“ (Eis ²1960, 1118).

Die Fachprosa vermittelte zunächst vor allem Wissen der orientalischen und südeuropäischen Antike auf dem Wege über lateinische Bearbeitungen, später aus europäischen Nachbarländern. Im 13./14. Jh. wurden „die wichtigsten Quellschriften für die spätere Überlieferung“ rezipiert und die deutsche Fachliteratur begann sich von der lateinischen zu emanzipieren, manches wurde sogar sofort in der Volkssprache abgefaßt. Die hier entstandenen Standardwerke wurden „ungleich öfter und länger als dichterische Denkmäler abgeschrieben und fast alle später auch gedruckt“ (Assion 1987, 371). Die Überlieferung reichte bis ins 16./17. Jh., auf unterer Ebene sogar bis ins 19. Jh. Einige ausgewählte Beispiele:

Das Gebiet der Roßarznei war schon in der ersten Hälfte des 13. Jhs. durch ein Buch Meister Albrants in deutscher Sprache vertreten und wurde, über Jahrhunderte um jeweils moderne Zusätze erweitert, „zu einer der wirkungsmächtigsten“ Schriften des Mittelalters und der Neuzeit (Assion 1987, 384; vgl. u. Anm. 99). Im Gegensatz zu diesem Roßarzneibuch wurde das in der Wirkung vergleichbare ‚Pelzbuch‘ Gottfrieds von Franken (über das Pfropfen von Obstbäumen, Rebzucht etc.) noch Mitte des 14. Jhs. „nach dem Vorbild der klassischen Überlieferung lateinisch abgefaßt“ (Assion 1987, 385), aber kurz darauf in zwei deutschen Übersetzungen verbreitet.

Das reichste Schrifttum hat die Medizin aufzuweisen. Besonders auf diesem Gebiet wird der von den Stadtkulturen ausgehende Wandel des Bildungswesens sichtbar: Die neu gegründeten Universitäten pflegen wissenschaftliche Interessen, die den absoluten Herrschaftsanspruch der Theologie über die Wissenschaft zurückdrängen. So werden in der zweiten Hälfte des 11. Jhs. in Salerno „die Werke arabischer Mediziner ins Lateinische übersetzt und auf diesem Umweg klassische Autoritäten wie Hippokrates und Galen dem Abendland zurückgewonnen“ (Assion 1987, 388). Im ausgehenden 12. Jh. kompiliert und übersetzt in den ‚*Practica Bartholomaei*‘ zum ersten Mal vermutlich ein Klerikerarzt Salerner Kompendienwissen selbständig ins

96 Die deutsche Bezeichnung „Eigenkünste“ hat Eis (s. 1971, 530) in einer Quelle des 15. Jhs. entdeckt. Zur mittelalterlichen Herleitung von ‚*mechanicus*‘ aus ‚*moechus*‘ mit der daraus resultierenden Übersetzung als ‚*ehbrecherische Künste*‘ sowie ihrer zunächst negativen Bewertung gegenüber den ‚freien Künsten‘ (verstanden „als Standesvorrecht der ‚Freien‘“) und ihrer Aufwertung im Spätmittelalter aufgrund eines geänderten Bildungsbegriffs und neuer Wertvorstellungen s. Schreiner (1984, 270f., 277).

97 Eis (²1960, 1117) weist jedoch darauf hin, daß hier „über den Bestand und die Reihenfolge“ „bei den verschiedenen Autoren“ Widersprüche auftreten. Die folgende Aufstellung resultiert aus dem „Vergleich mehrerer Überlieferungen“. Assion (1987) wählt eine etwas veränderte Reihenfolge.

Deutsche. Dieses Werk wird erst vom Arzneibuch Ortolfs von Baierland seit dem 14. Jh. weitgehend verdrängt.⁹⁸

Derartige Artesliteratur wurde im Ausland mehr gelesen als deutsche Dichtung. Am meisten übersetzt wurde z.B. ein Buch der Frauenheilkunde des 15. Jhs., Eucharius Rösllins ‚Der Schwangeren Frawen Rosengarten‘ (s. Eis ²1960, 1111f.). Aber auch in Deutschland selbst erreichte diese Literatur alle Bevölkerungsschichten, und nicht nur, wie die Dichtung, wenige Zentren.⁹⁹

An der Wende zur Neuzeit steht schließlich im 16. Jh. der Mediziner Paracelsus (vgl. schon o. Anm. 93), dessen eigentlicher Name Theophrastus Bombastus von Hohenheim war. Seine über 200 Schriften sind fast alle deutsch. Er verstand sich – nach Wehrli (1980, 1024) – als „Philosophus nach der teutschen Art“, wandte sich „gegen die Hoffart der Schulsprache“ und „gegen die Anmaßung der Rhetorik“ und bediente sich (ähnlich dem Lutherischen Ausspruch) „der Sprache des gemeinen Mannes, nicht nur um verständlich zu sein, sondern weil es die demütige und darum wahrhaftige, eigentliche Sprache, die Sprache der Erfahrungheit und zugleich des Geistes“ sei.

Ein letztes Beispiel aus dem Gebiet ‚Seefahrt, Erdkunde‘: In der Zeit nach den Kreuzzügen, nach 1300, berichteten Palästina-Wallfahrer vermehrt aus eigener Anschauung, „wenn auch bei Mitwertung fremder Quellen“ (Assion 1987, 387), über fremde Länder. Diese Berichte bedienen sich stets der Prosa. Wieder stehen Übersetzungen aus dem Lateinischen und Französischen am Anfang. Am erfolgreichsten waren die ‚Reisen‘ des Sir John Mandeville, aufgezeichnet in Lüttich nach 1356, von denen bisher über 280 Hss. bekannt sind (davon über 90 Textzeugen deutscher und niederländischer Bearbeitungen): gerade diese Beschreibung aber entpuppt sich als geschickte Kompilation verschiedenster Vorlagen, so daß der Text heute eher als Reiseroman oder satirischer Roman zu betrachten wäre. Der Ende des 14. Jhs. einsetzende breite Strom von Reiseberichten (neben den Palästinafahrten auch Pilgerreisen nach Rom oder Santiago) war z.T. sogleich auf deutsch verfaßt. Übersetzungen von Chinareisen (Odorico de Pordenone und Marco Polo) ziehen die Aufmerksamkeit noch weiter in die Ferne.¹⁰⁰ Kästner/Schütz/Schwitalla (1985, 1363) demonstrieren, wie sich zunächst aus derart heterogenen Quellen, ergänzt um mittelalterliche Weltchroniken und Enzyklopädien, das „geographische“ Wissen speist, bis durch Humanistenbemühungen um Exaktheit, Entdeckungsberichte aus der neuen Welt u.ä.m. im 16. Jh. ein Neuansatz zu verzeichnen ist, der gegen Ende des Jhs. zu einem weitdifferenzierten Textsortenfeld „der neu ausgeformten Wissenschaftsdisziplinen Geographie, Kartographie, Zoologie, Botanik, Geologie etc.“ führt.

Der Beitrag der Fachliteratur zur Entwicklung des Prosastils ist noch wenig untersucht. Schon wegen ihrer großen Verbreitung dürfte er jedoch kaum zu unterschätzen sein. Giesecke (1980) weist auf die unterschiedlichen Wurzeln der volkssprachlichen Verschriftlichung in diesem Bereich: Zur Übertragung schriftlicher Texte aus verschiedenen Sprachen komme die Verschriftlichung von nur mündlich tradiertem

98 Zu Ortolf kurz Assion (1987, 389f.). Im Sonderforschungsbereich Würzburg-Eichstätt (s.o. S. 5) arbeitet G. Keil an einer neuen kritischen Edition sowie an Untersuchungen zu den lateinischen Quellen und der Überlieferungs- und Wirkungsgeschichte des Ortolf-Textes. – Mit 46 Beiträgen zur ‚Medizinische[n] Fachprosa des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit‘ s. Eis (1982).

99 Zum Vergleich (nach Eis 1971, 534, 560): Wolframs ‚Parzival‘ war das meistgelesene höfische Epos des deutschen Mittelalters; von ihm sind 86 Hss. erhalten. Demgegenüber sind etwa von Albrants Roßarzneibuch bislang 215 Hss. bekannt, vom ‚Sachsenspiegel‘ ca. 270 und vom ‚Schwabenspiegel‘ ca. 400 (s.u. S. 46f.). Nach Eis (²1960, 1111) verschob sich „das Verhältnis zwischen Dichtung und Fachschrifttum besonders auffällig zugunsten des letzteren“ in „jenen Gegenden, die an der höfischen Dichtung wenig Anteil nahmen, wie die meisten Gebiete des dt. Ostens“.

100 Vgl. Wehrli (1980, 831ff.), Kästner/Schütz (1983, 458ff.), Huschenbett (1985).

Wissen, aber auch die Umsetzung bisher nonverbaler Erfahrungen bei praktischen Tätigkeiten oder sinnlicher Anschauung (ikonisch repräsentierte Erfahrung). Er hält die Auswirkungen dieser Anstrengungen gerade im syntaktischen Bereich für besonders wichtig:

„Die gleichförmigen ‚parataktischen‘ Geschehensabläufe müssen neu gesehen werden: Damit Handlungen situationsunabhängig und symbolisch dargestellt werden können, müssen sie zerlegt und die Beziehungen dieser Sequenzen zueinander expliziert werden. Wahrscheinlich liegen in diesen Anforderungen, die von der Beschreibung und Koordinierung nicht symbolisch repräsentierter Wissensbestände an die sprachlichen Mittel gestellt werden, Gründe für die Entwicklung der hypotaktischen Satzkonstruktionen und zahlreicher damit zusammenhängender neuer Erscheinungen der deutschen Schriftsprache wie beispielsweise der formalen Scheidung von Haupt- und Gliedsatz und der stärkeren Normierung der Satzstellung“ (Giesecke 1980, 49).

Im folgenden betont Giesecke jedoch, daß man noch bis ins 18. Jh. die deutsche Sprache für ungeeignet hielt, wissenschaftliche Erfahrungsgehalte auszudrücken: Vermutlich greife selbst Paracelsus daher „immer wieder auf lateinische Konstruktionen (und nicht nur Vokabeln!)“ zurück (S. 50f.). Auch bei Wehrli (1980, 1025) findet sich ein eventuell vergleichbares Urteil über Paracelsus:

„Seine Sprache ist oft umständlich, tastend, die Wörter häufend, wiederholend, zugleich aber oft eilig, verkürzend, unpräzis. [...] Paracelsus scheint Mühe zu haben, einen logischen Zusammenhang in adäquater Syntax zu ordnen; so hat seine Sprache durchweg einen parataktischen Charakter.“

Demnach müßten aufgrund unterschiedlicher Textsortentraditionen allgemeine Umsetzungsmöglichkeiten und individuelle Umsetzungsfähigkeiten noch bis an die Schwelle des Neuhochdeutschen unterschieden werden. Es bleibt zu prüfen, welche stilistischen Darstellungsweisen sich im Untersuchungszeitraum bei der Fachprosa bereits herausgebildet haben oder erst mühsam zu entwickeln beginnen.

Abschließend erwähnt sei noch, daß sich aus dem Kanon der *Artes liberales* in frühneuhochdeutscher Zeit auch muttersprachliche „Meta-Sprachtexte“ (Hoffmann/Wetter 1985, XVIII) herausbilden: Grammatische Texte,¹⁰¹ Lesebücher u.ä.m.

Die Einordnung einiger neu entstehender Textsorten ist nach dem *Artes*-Schema nicht mehr möglich, z.B. die der Zeitungen: Sie tragen zur Ausdehnung des „Schriftdeutschs Lutherscher Prägung“ Entscheidendes bei. Die ersten erschienen 1609 in Wolfenbüttel, Augsburg/München und Straßburg. Für die ersten Jahrzehnte sind sie als „protestantische Angelegenheit“ bezeichnet worden. Im Dreißigjährigen Krieg verbreiteten sie sich dann allmählich über ganz Deutschland und beschleunigten die „Verfestigung einer überlandschaftlichen Hochsprache“.¹⁰²

101 Vgl. kurz Penzl (1984, 25ff.). Zur ersten deutschen Grammatik s. bereits o. Anm. 93: zuletzt dazu Rössing-Hager (1984).

102 Tschirch (II, 1975, 116f.) mit einem Zitat von L. Mackensen. Zur Diskussion des Textsorten-Umfeldes vgl. Kästner/Schütz/Schwitalla (1985, 1364f.).

β) Enzyklopädische Werke

Überblicke: alle Literaturgeschichten; Meier (1984), Steer (1987a, 346–354).¹⁰³

Angeregt von Schriften Augustins und Isidors von Sevilla entfaltet sich „im lateinischen Mittelalter ein besonderer Typ von *compilatio*-Literatur“, „der das Wissen über die Welt und die Natur, die Geschichte, die Wissenschaft und die christliche Heilslehre [...] abrißhaft darstellt“ (Steer 1987a, 346).

Noch im Spätmittelalter wurde das bereits in althochdeutscher Zeit von Hrabanus Maurus verfaßte Werk ‚De rerum naturis‘ benutzt. „Über Jahrhunderte und über alle Länder Europas hin“ wirkten dann im 12. Jh. die enzyklopädischen Schriften des Honorius Augustodunensis (um 1150/60 im Regensburger Schottenkloster St. Jakob bezeugt), besonders ‚Elucidarium‘, ‚Imago mundi‘ und ‚Gemma animae‘. Im 14. und 15. Jh. wurden weitere, immer umfangreichere und universellere Enzyklopädien verfaßt, u.a. der ‚Liber de natura rerum‘ von Thomas von C(h)antimpré, deren „Einfluß auf die einzelnen Nationalliteraturen“ bisher noch kaum abzusehen ist (Steer, ebd.).

Von der Chronologie der deutschsprachigen Prosa her gesehen ist es von einzigartiger Bedeutung, daß im letzten Jahrzehnt des 12. Jhs.¹⁰⁴ die erste deutsche Realiensumme erschien: Auf Wunsch Herzog Heinrichs des Löwen von Braunschweig verfaßten Geistliche den ‚Lucidarius‘.¹⁰⁵ Sie hatten zur Auflage, den „Lehrinhalt (*rede*) lat. *schriften* zu entnehmen und [...] nicht zu reimen“ (Steer 1985a, 940).¹⁰⁶ Hauptquelle war das ‚Elucidarium‘ des Honorius, neben einer Reihe weiterer Werke.¹⁰⁷ Die Darstellungsform ist bereits in der Vorlage weitgehend dialogisch. Giesecke (1980, 51f.) betont sowohl die verständnissichernde Funktion dieser Frage-Antwort-Argumentationen wie auch ihre „komplexitätsreduzierende Funktion“: in einer Zeit, in der „die eigentlichen schriftsprachlichen Kompetenzen noch nicht“ voll ausgearbeitet waren, habe der für mündliche Gesprächssituationen typische

103 Es sei daran erinnert, daß Steer (1987a) diese Werke unter ‚geistlicher (scholastischer) Prosa‘ behandelt (s.o. Anm. 7), Eis unter ‚Fachprosa‘: mit Gründen gegen Eis s. bereits Steer (I, 1970, 211). Grundsätzlich zum Gattungsproblem s. Meier (1984).

104 Steer (1985a, 940): 1190–1195; Beckers (1982, 7) erwähnt auch die Datierung J. Bumkes um 1170.

105 Heinrich wollte das Buch ‚Aurea gemma‘ nennen, wohl in Anklang an die ‚Gemma animae‘ des Honorius Augustodunensis; die beiden Verfasser fanden den Titel ‚Lucidarius‘ jedoch geeigneter, um anzudeuten, daß das Werk *ein leuchtendes* sei.

106 Zu diesen Mitteilungen aus dem gereimten Prolog s.u. S. 58. Man nimmt an, daß Heinrich die Anregung zu der in Frankreich sich anbahnenden Wende vom Vers zur Prosa über die Vermittlung seiner Frau Mathilde (aus englisch-normannischem Königshaus) erhielt: vgl. Steer (1987a, 347f.), Haug (1985, 237).

107 Zum dreiteiligen Inhalt (Schöpfung, Erlösung, Eschatologie) und dem theologischen Konzept vgl. Steer (1987a, 348f.). Zur Sprache der beiden überlieferten Redaktionen (mitteldeutsch und bairisch) in Verbindung mit dem Überlieferungsproblem s. Beckers (1982, 7). Zur Rezeption, auch in benachbarten Volkssprachen, s. Steer (1985a). Bei Wilhelm (1960, 115–131) sind die ältesten Bruchstücke abgedruckt. Die Redaktionen A und B liegen bislang in Ausgaben von F. Heidlauf (1915) und P. Stahl (1979) vor. Eine große kritische Edition von Ursprungsfassung und Druckfassungen sowie Untersuchungen zu Quellen, Vorlagen, Textüberlieferung und Publikum entstehen im Projekt von G. Steer ‚Die deutsche ›imagines mundi‹-Literatur [...]‘ (Sonderforschungsbereich Würzburg-Eichstätt, s.o. S. 5).

Sprecherwechsel sozusagen als Strukturierungsstütze gedient. Jedenfalls wurde die Form des Lehrgesprächs „als didaktisches Instrumentarium der literarischen Laienbildung“ zum Muster für „viele volkssprachliche Schriften des Spätmittelalters“ (Steer 1987a, 348). Zunächst war das Werk in Deutschland seiner Zeit voraus, wie auch noch die großen Prosatexte des folgenden 13. Jhs. Erst im 14. Jh. setzte eine breitere Wirkung ein, die sich dann, besonders mit der Drucküberlieferung, beispiellos steigerte.¹⁰⁸ Allerdings begann bereits im 14. Jh. in vielen Umarbeitungen die „theologische Ausdünnung“, die „den Text in der Neuzeit mehr und mehr zu einem Unterhaltungs- und Trivialwerk verkommen“ ließ (Steer 1987a, 350). „Parallel zur Verbreitung“ darf man wohl „eine starke literarische Einflußnahme auf andere Texte der dt. Dichtung und Prosaliteratur annehmen“, aber besonders die Wirkung auf weitere Prosawerke des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit ist, laut Steer (1985a, 946), noch wenig erforscht.

Manches hier Gesagte gilt auch für „das erste systematisierte deutschsprachige Kompendium des Wissens über die geschaffene Natur“ (Ruberg, s. Steer 1985b, 233), das ‚Buch von den natürlichen Dingen‘ Konrads von Megenberg.¹⁰⁹ Seit den Drucktiteln des 15. Jhs. ist es hauptsächlich als ‚Buch der Natur‘ bekannt und wurde in mannigfachen Bearbeitungen und Auszügen das „beliebteste wissenschaftliche Volksbuch“ des ausgehenden Mittelalters (Eis 1971, 539).¹¹⁰ Der gelehrte Kleriker Konrad, von dem vielfältige deutsche und lateinische Werke überliefert sind (s. Steer 1985b), fertigte es um 1350 für seine Wiener Freunde (wohl eine Elite von Laien an Stephansschule und Hof) als stark bearbeitete Übersetzung des ‚Liber de natura rerum‘ des Thomas von C(h)antimpré an. Nach eigener Angabe hat er dieses jedoch um über ein Drittel ergänzt. Ziel ist, das „Wissen über die von Gott geschaffene Natur in ihren Seins- und Sinndimensionen“ Laien zu vermitteln; daher auch bewußt die Wahl der Volkssprache: „Konrad von Megenberg war einer der ersten, der entschieden für die Gleichstellung des Deutschen mit dem Lateinischen kämpfte“ (Steer 1987a, 351). Er bemühte sich erfolgreich, das in lateinischer Sprache vorgeformte Wissen „in *rehter rede* auf Deutsch zu sagen“; das Ergebnis kann als „Meilenstein in der Ausformung einer genuinen deutschen Prosa“ gesehen werden. Er selbst wußte genau (s. Epilog),

108 Nach Steer (1987a, 350) lassen sich ab 1479 32 Inkunabelauflagen zählen; bislang sind 93 Drucke in 7 redaktionellen Ausformungen bekannt, ein letzter Druck erfolgte 1892.

109 Die 8 Bücher des umfangreichen Werks behandeln: 1. den Menschen und seine Natur, 2. Himmel und Planeten, 3. Tiere, 4. Bäume, 5. Kräuter, 6. Edelsteine, 7. Metalle, 8. wunderbare Brunnen. Nach Wehrli (1980, 822f.) wird hier dem Laien zum ersten Male die Summe dessen geöffnet, „was Antike und Mittelalter in aristotelischer Tradition“ über die Natur wußten. Zu der über die Natur- und Heilkunde hinausgehenden (theologischen) Bedeutungslehre des Werks s. Steer (1987a, 353f.).

110 Steer (1987a, 354) zeigt an der Überlieferungsgeschichte (über 130 erhaltene Hss., 8 Drucke von 1475–1540), wie dieses Werk von einer geschätzten geistlichen Enzyklopädie zum schlichten ‚Naturbuch‘, Arzneibuch, pharmakologischen Auszug herunterkam, in dem Wissen des 13. Jhs. (Thomas) in der Sprache des 14. Jhs. (Konrad) dem Publikum des 16. Jhs. „als modernes Wissen der Natur und der Medizin dargeboten“ wurde. Zum damit zusammenhängenden Gattungsproblem vgl. schon o. Anm. 7.

„was seine Sprache auszeichnet: Ihre Strukturen sind frei von jedem Einfluß des Lateins, und sie ist geprägt von Konrads eigener unverwechselbaren Art, deutsch zu sprechen und zu formulieren“ (Steer 1987a, 352).¹¹¹

Nach Wehrli (1980, 823) spürt man Konrads „Lust des Sagen- und Nennen-Könnens, man bewundert die Sorgfalt und Mühelosigkeit einer rein deutschen Formulierung“: Dieses Werk müßte also für einen syntaktischen Stilvergleich mit anderen Prosatextsorten ergiebig sein, und zwar sowohl hinsichtlich der bewußten Übersetzungshaltung (etwa im Kontrast zu anderen Übersetzungen der ‚Wiener Schule‘ und der Frühhumanisten), wie auch in seinem Beitrag zu Stand und Entwicklung des Prosastils in einer speziellen Gattung.

y) Rechtsschrifttum

Überblicke: Johanek (1987), Eggers (III, 1969, 26ff., 63ff.).

Johanek (1987, 396) bezeichnet es als „ein merkwürdiges Faktum, daß aus Früh- und Hochmittelalter schriftliche Zeugnisse einer deutschen Rechtssprache in nennenswerter Zahl nicht überliefert sind“, obwohl man voraussetzen dürfe, „daß sie im Alltagsleben eine wichtige Rolle spielte“. Die Franken führten jedoch das von den Römern übernommene Urkundenwesen lange in lateinischer Sprache fort. Das Aufkommen deutscher Rechtstexte wird („eingebettet in eine gesamteuropäische Entwicklung“) aus den im Laufe des 12. Jhs. „stetig komplizierter werdenden sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse[n]“ erklärt (ebd., 398). Im 13. Jh. entstehen die ersten deutschen Rechtstexte größeren Umfangs: Urkunden, Stadt- und Landrechte, Spiegelrechte. Die ältesten deutschen¹¹² Urkunden sind das ‚Braunschweiger Stadtrecht‘ 1227 und der ‚Mainzer Reichslandfriede‘ 1235.¹¹³ Der letzte stand, wie viele der volkssprachlichen Rechtstexte, in Bezug zu Eidesleistungen: Die Eidesformel muß „dem Schwörenden verständlich sein“, wie auch „der Text der zu beschwörenden Satzung“ (Johanek 1987, 398). Die Landfriedengesetzgebung, in der sich zuerst eine deutschsprachige Tradition ausbreitete, bereitete den Rechtsbüchern den Weg. Diese beginnen fast gleichzeitig mit zwei Texten:

Im 2. Jahrzehnt des 13. Jhs. entsteht das umfangreiche ‚Mühlhäuser Reichsrechtbuch‘, das ohne große Ausstrahlung blieb, und etwa gleichzeitig der ‚Sachsenspiegel‘

111 Im SFB-Projekt von G. Steer (vgl. Anm. 107) wird Konrads Buch quellenkritisch und überlieferungsgeschichtlich analysiert, während Nischik (1986) nur auf der Grundlage der Erstfassung (Ausg. F. Pfeiffer 1861) Fragen der naturkundlichen und spirituellen Wissensvermittlung diskutiert. In einem weiteren SFB-Projekt ‚Linguistische Probleme der volkssprachlichen Wissensvermittlung‘ will N. R. Wolf die vom Lateinischen unabhängige Übersetzung Konrads in indigene Sprachstrukturen des Deutschen zunächst am Beispiel der Wortbildung im Kontrast zu einer *verbum de verbo*-Übersetzung derselben Vorlage durch Peter Königslacher im 15. Jh. untersuchen.

112 Zum Urkundenwesen in der Romania s. Stempel (1972, 591f.). Mit bibliographischen Angaben über das Aufkommen volkssprachlicher Urkunden in den romanischen Ländern und in Deutschland s. R. Schnell (1978, 60).

113 Zusammenfassung der Geschichte des Urkundens in deutscher Sprache bei Eggers (III, 1969, 26ff.), anfangen mit dem ‚Mainzer Reichslandfrieden‘. Das ‚Corpus der altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahre 1300‘, hg. v. Wilhelm (1932–1963), umfaßt bereits vier dicke Bände; ein Teil davon ist von Schulze (1975) syntaktisch analysiert: vgl. u.S. 145ff. Im 14. Jh. schwoll die Menge der deutschsprachigen Urkundentexte dann nochmals erheblich an, s. die Argumentation von Eggers (III, 1969, 29ff.) für den sprachlichen „Bruch“ (= Beginn des Frühneuhochdeutschen) in der Mitte des 14. Jhs.

Eikes von Repgow. Eike hatte sein Rechtsbuch ursprünglich lateinisch abgefaßt (diese Fassung ist verloren) und auf Drängen des Grafen Hoyer von Falkenstein dann selbst ins Niederdeutsche übertragen. Wie vorher schon beim ‚Lucidarius‘, berichtet er darüber in einer gereimten (hochdeutschen) Vorrede.¹¹⁴ Im Gegensatz zum Beginn anderer Prosagattungen sieht Kuhn (1968, 21f.) daher im ‚Sachsenspiegel‘ nicht „das einsame Werk eines genialen Juristen“, sondern eher das beste Beispiel des „plötzlichen Anbruch[s] deutscher Schriftlichkeit im ganzen laikalen Rechtsbereich“.

Die Überlieferungsgeschichte gleicht jedoch der anderer Prosawerke: Die wirklich breite Überlieferung beginnt erst im 14./15. Jh. Allerdings hat auch die Rezeption im ausgehenden 13., beginnenden 14. Jh. schon bedeutende Folgen: Mitte des 13. Jhs. entstehen im Umkreis der Magdeburger Schöffen mehrere Rechtstexte,¹¹⁵ in denen der ‚Sachsenspiegel‘ seinen frühesten Niederschlag findet. Über franziskanische Klosterkontakte von Magdeburg nach Augsburg wiederum kommt es zwischen 1265 und 1275 zu einer ersten (nicht erhaltenen) Umsetzung ins Oberdeutsche, aus der sich dann drei Augsburger Rechtsbücher ableiten: ‚Augsburger Sachsenspiegel‘, ‚Deutschenspiegel‘ (um 1274/5) und das ‚Kaiserrecht‘ (um 1275/6), das ab 1609 als ‚Schwabenspiegel‘ bezeichnet wird.

‚Schwabenspiegel‘ und ‚Sachsenspiegel‘ geben dann die Anregung für die Schaffung neuer Rechtsbücher in Süddeutschland. Vor allem der ‚Schwabenspiegel‘ wird im Südosten rasch rezipiert: das ‚Österreichische Landesrecht‘ von 1278 enthält bereits Spuren. Weitere deutsche Rechtsbücher fallen in die Zeit Ludwigs des Bayern, behindern aber die Verbreitung des ‚Schwabenspiegels‘ nicht. Auch die am römischen oder kanonischen Recht geschulten Juristen erkennen die Einbettung des heimischen Rechts ins Jus commune an. Besonders verdient um „eine Synthese von gelehrtem Recht und dem heimischen Stoff der deutschen Rechtsbücher“, macht sich Johannes von Buch, dessen Glossierung des ‚Sachsenspiegels‘ (vor 1386) „zu einer ähnlichen Erläuterung der übrigen Rechtsbücher“ anregte (Johanek 1987, 421, 424).

In Literaturgeschichten gilt der ‚Sachsenspiegel‘ als „das älteste größere Prosawerk in deutscher Sprache“ (Wehrli 1980, 820). Kuhn (1968, 22) kommentiert:

„Was daran ist Literaturgeschichte, ist literarische Qualität? Nicht einfach Persönlichkeit und persönlicher Stil des Spieglers. Aber der große Sprach-Atem, einfach gesagt, dieser Rechtsprosa. Er läßt sich nicht mit stilistischen Kategorien analysieren.“

Sollte also das Rechtsschrifttum des 13. Jhs. nicht in Betrachtungen zur Entwicklung der Prosa einbezogen werden? Ganz sicher doch! Viele Bezugs- und Vergleichspunkte bieten sich an, etwa zu der „aus einer völlig anderen Intention heraus“ vor 1338 geschriebenen ‚Rechtssumme‘ des Bruders Berthold, die hier unter ‚Geistliche Prosa‘ behandelt wurde, sich in der Rezeption aber „im Kontext der süddeutschen Rechtsbücher“ zeigt (Johanek 1987, 430f.). Johanek (S.416) gibt ferner einen interessanten Hinweis auf starke Berührungen des ‚Deutschenspiegels‘ wie ‚Schwabenspiegels‘ „mit Sprache und Stil des asketisch-mystischen und homiletischen Schrifttums des Augsburger Minoritenkreises“, „besonders mit der deutschsprachigen

114 Die Bezeichnung ‚Spiegel‘ ist in Anlehnung an die seit dem 12. Jh. anschwellende Speculum-Literatur zu sehen, z.B. des ‚Speculum ecclesiae‘ des Honorius Augustodunensis (s.o. zum ‚Lucidarius‘): vgl. Johanek (1987, 405), Meier (1984, 472).

Zur Anlehnung der Vorrede an die „machtvolle Tradition der prestigehaltigen mitteldeutschen Dichtersprache“ s. Beckers (1982, 18).

115 S. Johanek (1987, 408ff.).

Redaktion der Predigten Bertholds von Regensburg und den Arbeiten Davids von Augsburg“. Vergleiche mit Chroniken, die z.T. große Textstücke aus der Rechtsliteratur enthalten, bieten sich an: Eike selbst wurde lange als Verfasser der ‚Sächsischen Weltchronik‘ vermutet, die in ihrer Gattung wiederum der früheste Prosavorfänger ist. Ist hier das meiste sprachstilistisch noch nie recht in Bezug zueinander gesetzt, so bleiben daneben noch andere „Gattungen von Rechtstexten, von den Stadtrechten über die Urkundenfertigung bis zu den ländlichen Weistümern“: „ein höchst vielgestaltiges und in außerordentlich hoher Zahl überliefertes pragmatisches Schrifttum in deutscher Sprache, das noch eingehender Erforschung harrt“ (Johanek 1987, 431) – auch von sprachwissenschaftlicher Seite, läßt sich hinzufügen.

Verschiedene Textsorten des juristischen Schrifttums haben für die Periodisierung des Frühneuhochdeutschen eine besondere Rolle gespielt. Allerdings standen dabei Lautung und Morphologie im Vordergrund (vgl. o.S.6). Mehrere syntaktische Spezialuntersuchungen wenden sich der Urkundensprache zu, s. Teil B (z.B. Eshelman 1961, Große 1970, Schulze 1975, Admoni 1980). Die Prosaschreibsprache, die sich in den juristischen Kanzleien ausbildete, erlebte um 1350 einen stilistischen Höhepunkt in der Prager Hofkanzlei Karls IV. Die dominierende Figur war Johann von Neumarkt, seit 1352 Hofkanzler in Prag. Er stand in Korrespondenz mit Petrarca, der sich auch zeitweilig am Prager Hof aufhielt. Der italienische Frühhumanismus des 14. Jhs. fand durch ihn Nachahmung, und zwar sowohl das elegante Humanistenlatein wie auch seine Umsetzung in die Volkssprache, für die Petrarca in Italien entschieden eintrat. Johann von Neumarkt übersetzte u.a. Erbauungsbücher in elegante deutsche Prosa und gab ein Musterbuch mit Formel- und Stilanweisungen für Briefe, Urkunden und andere Kanzleischriften heraus, die ‚Summa cancellaria Caroli IV‘. Die hier gepflegte Sprache wirkte stark in verschiedene Gattungen, nicht zuletzt bis in die Kunstprosa (s.u. S. 54f.).¹¹⁶

δ) Geschichtsschreibung

Überblicke: Wehrli (1980, 573ff., 823ff., 1027ff.), Glier (1987a).

Die Bibel-, Legenden- und Geschichtsdichtung des 11. und 12. Jhs. deckte andere Gebiete ab als die lateinische Geschichtsschreibung. Im 13. Jh. jedoch

„greift die Historiographie mit Welt-, Landes-, Fürsten- und Stadtchronik auf Bereiche über, die bislang der lateinischen Geschichtsschreibung vorbehalten waren. Bei der Weltchronik stehen neue Prosaform (Sächsische Weltchronik, um 1230) und traditionelle Reimpaarfassung (Rudolf von Ems, Weltchronik) im 13. Jh. nebeneinander. – Seit der zweiten Hälfte des 13. Jhs. löst sich als Folge der Territorialisierung die adlige, klösterliche (und seit dem 14. Jh. auch städtische) Geschichtsschreibung allmählich aus den universalen, heilsgeschichtlichen Zusammenhängen und konzentriert sich stärker auf regionale und lokale Gesichtspunkte“ (Kästner/Schirok 1985, 1174).

Eine zusammenfassende Darstellung der volkssprachlichen Historiographie im Spätmittelalter liegt noch nicht vor. Überblicke in Literaturgeschichten sind nach Landschaften (Glier 1987a), chronologisch oder nach Texttypen vorgenommen: Klosterchronik, Landeschronik, Städtechronik und Mischformen, z.B. aus Stadtgeschichte und Autobiographie. Diese individuelleren neuen Textsorten entwickeln sich jedoch erst im Laufe der Zeit, nachdem man zunächst lateinische Gliederungsmuster (annalistisches Prinzip) und Darstellungsweisen übernommen hatte.

Beim Übergang der einzelnen Gattungen zur Prosa wird die Chronikliteratur oft in einer Art Vorreiterrolle innerhalb der erzählenden Gattungen gesehen.¹¹⁷ Vollständig

¹¹⁶ Vgl. Burger (1969, Kap. I), Eggers (III, 1969, 80ff.), Wehrli (1980, 834ff.).

¹¹⁷ So von R. Schnell (1984), der als Hauptgrund Kürzungstendenzen (bedingt durch veränderte

durchgeführt ist dieser Übergang in allen genannten Formen jedoch erst im zweiten Drittel des 14. Jhs. Der eigentliche Höhepunkt dieser Prosagattung wird im 16. Jh. in enger Verquickung mit Selbstbiographie und Reisebeschreibung erreicht.

Einige Beispiele: Als symptomatisch für den Übergang vom Latein zu deutscher Prosa wird oft die Hauschronik des Klosters von St. Gallen genannt: Jahrhundertelang von Mönchen lateinisch geführt, wird sie ab 1335 von dem Bürger Christian Kuchmeister als ‚Nüwe Casus monasterii Sancti Galli‘ fortgesetzt. Die Literaturgeschichten loben die „vortreffliche“ Leistung (Wehrli 1980, 577), nicht nur die „Faktdichte“, sondern auch den „prägnanten und flexiblen Sprachstil“ (Glier 1987a, 437).¹¹⁸

Aus der Vielzahl der Städtechroniken werden oft die Straßburger zur Demonstration der Entwicklung herausgegriffen.¹¹⁹ Die erste deutsche Chronik dort wurde von dem Geistlichen Fritsche Closer von 1350 bis 1362 zusammengestellt: Für die frühere Zeit kompiliert er verschiedene lateinische Vorlagen, die Zeitgeschichte aber präsentiert er wesentlich farbiger und detaillierter, z.T. aus eigener Erfahrung. Sein Werk tritt jedoch hinter dem des jüngeren Jakob Twinger von Königshofen ab 1386 zurück: Dieser, Priester und Bibliothekar, richtet seine ‚Deutsche Chronik‘ ausdrücklich an die „klugen Laien“, für die es zu wenig deutschsprachige und zeitgenössische Chroniken gebe. Er hat selbst mehrere Rezensionen seines Werkes erstellt (auch eine lateinische Chronik als Materialsammlung). Über 50 Hss. und ein Druck des 15. Jhs., die „auf die Geschichtsschreibung der Folgezeit weit über das Elsaß hinaus“ wirkten, beweisen nach Glier (1987a, 435f.), daß er das Interesse der Laien an erzählender Unterhaltung „offenbar richtig einschätzte“.

Unter den (Städte-)Chroniken, die bereits in andere Genres hinüberweisen, werden oft die Familienchronik des Nürnberger Patriziers Ulman Stromer (geschrieben 1360–1407) genannt sowie die Augsburger Chronik des Burkhard Zink bis 1468, der zunächst eine ältere Chronik übernimmt, dann aber zu Selbsterfahrem einschließlich einer Autobiographie übergeht.

Die städtischen Chroniken sind gesammelt in 37 Bänden der ‚Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert‘, 1862ff.

Von den Städtechroniken sind die „dynastisch-territorial orientierten“ (Wehrli 1980, 825) zu unterscheiden, die von großen Höfen veranlaßt wurden. Sie standen etwas länger „in der gelehrtsprachlichen Tradition“. Hierher gehören etwa im 14. Jh. die österreichische Chronik der Fürsten zu Bayern für den Herzog von Bayern-Ingolstadt von Andreas von Regensburg, die dieser erst lateinisch schrieb, dann selber deutsch bearbeitete; und die Chronik der bayrischen Fürsten von der Urzeit bis zur Gegenwart von Ulrich Füetrer für Albrecht IV. von Bayern-München.

Aus der Gruppe der Weltchroniken sei schließlich wegen ihrer großen Verbreitung noch die des Nürnberger Arztes Hartmann Schedel erwähnt. Sie erschien 1493 gleichzeitig lateinisch und

Gebrauchsfunktionen der literarischen Gattungen) annimmt, die zuerst in der lateinischen hagiographischen und historiographischen Literatur zu beobachten seien: Von hier aus habe der „Trend zur Kurzfassung und zur Prosaform“ über Historiographie, Legende, Didaktik schließlich auch die Unterhaltungsliteratur mit erfaßt (S. 224f., 230). Hinzu kommt, daß der „Anspruch der Prosa auf ehrliche Wahrheit und der Verdacht auf Lügenhaftigkeit des Reims“ den „Chronisten besonders geläufig“ ist (Wehrli 1980, 823): Stempel (1972, 592f.) und Haug (1985, 246ff.) sehen den Ausgangspunkt der Prosa ganz konkret im „Wunsch nach einer sachlich-genauen Wiedergabe historischer Fakten“, „wie die lateinische Prosageschichtsschreibung sie bot“, ausgelöst durch die vitale „Bedeutung exakter Informationen im Zusammenhang zeitgenössischer Ereignisse wie der Kreuzzüge“. Die übrigen Gattungen hätten „den neuen Wahrheitsbegriff mit der Prosaform mehr oder weniger konsequent und mit größerer oder geringerer Legitimität übernommen“ (Haug). Vgl. u. A.III.1.

118 Zu syntaktischen Spezialuntersuchungen an diesem Corpus s. Huldi (1957).

119 Vgl. Wehrli (1980, 826), Glier (1987a, 433ff.).

deutsch im Druck und ist u.a. wegen ihrer reichen Ausstattung mit Holzschnitten berühmt. Sie wurde zum beliebten „Hausbuch und die Quelle weiterer chronikaler Überlieferung“ (Wehrli 1980, 828).

Chroniken, Reisebeschreibungen, Legenden und die im folgenden behandelte Gattung des Prosaromans (von denen in der Zeit des Drucks viele zu ‚Volksbüchern‘ avancieren) werden in jüngerer Zeit oft als Quellen zur Beschreibung syntaktischer Entwicklungen im Spätmittelalter herangezogen, so z.B. grundsätzlich im Corpus der ‚Bausteine‘-Publikationen ‚Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache (1430–1730)‘ (vgl. o.S.7). Viele der in Teil B vorgetragenen Forschungsergebnisse fußen auf diesem Material.

d) Weltliche Erzählprosa („Dichtung“¹²⁰ / „Schöne Literatur“¹²¹)

α) Prosaauflösungen, Prosaroman

Überblicke: Alle Literaturgeschichten; Roloff (1983), Schnell (1984), Müller (1985).

Der Prosaroman beginnt in Deutschland, wie ein Großteil der hochmittelalterlichen Prosa, mit Übersetzungen, besonders aus dem Französischen. In Frankreich werden zwischen 1200 und 1230 Versdichtungen des Robert de Boron zur Parsifal- und Artusdichtung sowie weitere Stoffe in Prosa aufgelöst. Z.T. in Verbindung mit Roberts Dichtungen entsteht im ersten Viertel des 13. Jhs. ein sog. Vulgata-Zyklus aus sieben Teilen.¹²² Der Übergang zur Prosa wird von Romanisten folgendermaßen gedeutet:

„Allein die Offenheit und Weiträumigkeit der Prosa erlaubt die Integration einer nach fremden Gesetzen undurchschaubar differenzierten Welt, die jetzt auch die künstlerische Verdichtung einer Vielzahl von Personen und Lebensbezügen zur Aufgabe macht“ (Köhler 1962, 221f.).

Pollmann (I, 1974, 106f.) betont, der Verlust an Poesie bedeute zugleich den Gewinn, die Welt nur als solche zu sehen – „so wie der Verzicht auf die Bindungen des Verses der Sprache erlaubt, diese Welt in ihrer Breite und Verzweigtheit einzufangen“.¹²³

Schon vor der Mitte des 13. Jhs., also während der Blütezeit der mittelhochdeutschen Versepike, ist der ‚Lancelot‘-Roman ins Deutsche übersetzt worden. Er blieb dann jedoch fast 200 Jahre lang der einzige Vertreter seiner Gattung in Deutschland – abgesehen von einem niederdeutschen Versuch Ende des 13. Jhs., eine französische Chanson de geste in einen Roman („Gerart van Rossilun“) umzusetzen, von dem nur ein Fragment erhalten ist. Nach Kuhn (1967, 178) ist die Überlieferung ein Zeichen für die Isoliertheit der Prosaform im deutschen 13. Jh.: „fast so stark wie beim Buch der Mechthild von Magdeburg“. Erst mit der aufkommenden

120 So Kästner/Schirok (1985), die darlegen, daß sie für „die hochartifizialen TSS“ weiterhin „die traditionell eingewöhnten Gattungsbezeichnungen“ verwenden (S.1167).

121 Im Bonner Corpus (s.o. Anm.8) wird dieser Bereich ‚Unterhaltende Texte‘ genannt, s. Hoffmann/Wetter (1985, XVIII); Penzl (1984, 24) führt sie unter ‚Literaturtexte‘ mit Subtypen wie ‚Unterhaltende Prosa‘, ‚Kunstprosa‘.

122 Vgl. Pollmann (I, 1974, 106f.), Wehrli (1980, 500).

123 Mit weiteren Begründungen s.u. A.III.1.

Popularität des Prosaromans im 15. Jh. scheint größeres Interesse am ‚Lancelot‘-Roman zu erwachen. Jedenfalls stammen die beiden vollständigsten Handschriften aus dieser Zeit.¹²⁴ Nach einigen sporadischen Vorspielen setzt nun die Romanliteratur richtig ein.

Den Anfang machen zwei hochadelige Ausländerinnen, die nach Deutschland geheiratet hatten: Um 1437 übertrug Gräfin Elisabeth von Nassau-Saarbrücken, zu einer Zeit, als sie nach dem Tode ihres Mannes die Regierung in Nassau-Saarbrücken führte, vier französische Chansons de geste, Stoffe um Karl den Großen, in deutsche Prosa: ‚Herpin‘, ‚Sibille‘, ‚Loher und Maller‘, ‚Huge Scheppel‘.¹²⁵ Die Texte sind Nacherzählungen, zunächst ganz an der französischen Vorlage orientiert, später immer freier und selbständiger in der Sprache.

Die zweite adelige Romanautorin war Herzogin Eleonore von Österreich, Tochter des schottischen Königs Jakob I., der sich literarisch als Chaucer-Nachahmer betätigte. Sie übertrug nach wenigen Jahren am Innsbrucker Hof einen anonymen französischen Prosaroman ‚Pontus und Sidonia‘ in gutes Deutsch. Die Vorlage hatte sie vielleicht durch ihre Schwester kennengelernt, die mit Ludwig XI. verheiratet war. Ihr Mann, Herzog Siegmund von Tirol, besorgte 1483 den Druck, und zwar auch in Augsburg bei Schönsperger. Bis 1769 erfuhr das Buch immer wieder neue Auflagen. Auch drei der vier Romane Elisabeths von Nassau-Saarbrücken wurden nach späterer Bearbeitung und Drucklegung „Bestseller“ ihrer Zeit bzw., wie man derartige Massenliteratur des 15./16. Jhs. in der Forschung lange nannte, „Volksbücher“.¹²⁶

Der Stil Elisabeths wird meistens charakterisiert als „parataktisch oder in einfacher Verkettung durch eintöniges ‚und, darmit, danach, indes‘ usw.“: So von Wehrli (1980, 855), der vermutet, daß darin „die notwendig einfache Syntax des Versstils noch nachwirke“, und Parallelen zwischen Form und Gehalt zieht. Dem ca. 200 Jahre älteren ‚Prosa-Lancelot‘ hingegen stellt er ein wesentlich besseres Zeugnis aus (S. 501f.). Originell, aber doch wiederum typisch für die literaturwissenschaftlichen Stilbeschreibungen ist Kuhns (1967, 178) Eindruck vom ‚Lancelot‘:

124 Erst die Edition des großen dreibändigen Textcorpus durch Kluge 1948 (PI), 1963 (PII) und nach Kluges Tod posthum hg. von Schieb 1974 (PIII) hat die genauere Untersuchung dieses Werks möglich gemacht. Der Vergleich mit zwei erhaltenen deutschen Fragmenten vor Mitte des 13. Jhs., also aus der Entstehungs- bzw. Übertragungszeit des Romans, ergab, daß die Handschrift P des 15. Jhs. sprachlich getreu dem Original folgt und damit als mittelhochdeutsche Prosaquelle des 13. Jhs. auswertbar ist: Zur Forschungsgeschichte zusammenfassend Keinästö (1986, 4ff.), dessen Untersuchung im übrigen zeigt, daß detaillierte sprachliche Analysen zur Klärung der umstrittenen Vorlagenfrage (z.T. mittelniederländische Übersetzungsvermittlung, z.T. direkte Übertragung aus dem Altfranzösischen) entscheidend beitragen können. Des weiteren werden eine Reihe grammatischer Aussagen über Alter und Frequenz bestimmter Konstruktionstypen (Keinästö 1986: Infinitivkonstruktionen; Schieb 1970, 1972, 1978a: Nebensatzarten) zu korrigieren sein. Wehrli (1969, 25f.) hat die Neuentdeckung dieses riesigen Textcorpus zurecht „eine Revolution für die noch ungeschriebene Geschichte der deutschen Prosa“ genannt. Zu den neuesten ‚Prosa-Lancelot‘-Forschungen s. die Beiträge in Schröder (1986).

125 Elisabeth war als Tochter eines Herzogs von Lothringen in der französischen Kultur aufgewachsen, durch ihre Mutter hatte sie engste verwandtschaftliche Beziehungen zu literaturfreundlichen Höfen; in Deutschland war sie u.a. ihrer Cousine Mechthild von der Pfalz, einer bedeutenden Mäzenatin humanistischer und späthöfischer Literatur, eng verbunden.

126 Mit Argumenten gegen diesen Terminus Kreutzer (1977); zur Abgrenzung der Begriffe „Volksbuch/Prosaroman im 15./16. Jahrhundert“ s. Müller (1985, 1–15).

„Diese Prosa wirkt zuerst sehr umständlich, trocken, simpel, naiv. Beim Hineinlesen verfällt man aber mehr und mehr der Faszination, dem langen Atem ihrer Stofflichkeit. [...] Ein genauer Vergleich mit den späteren Prosa-Lancelot-Fassungen und den deutschen Prosaerzählungen sonst (erst aus dem Spätmittelalter!) würde die Qualität der Prosa von PI in helles Licht setzen.“

Im 15. und zu Beginn des 16. Jhs. wurden weitere Romane aus dem Französischen übersetzt, die für Jahrhunderte zur Lieblingslektüre der Bürger wurden.

So übertrug etwa der Berner Neuadelige Thüring von Ringoltingen um 1456 die Versdichtung ‚Melusine‘ für einen Markgrafen. Ebenfalls für adelige Auftraggeber übersetzte 1527 der kursächsische Hofbeamte Veit Warbeck, dessen Tochter später einen Sohn Martin Luthers heiratete, aus französischer Prosa die ‚Schöne Magelone‘. Dem 1. Druck 1535 folgten allein im 16. Jh. 21 weitere, woran sich ihre Beliebtheit ablesen läßt, die bis ins 18. Jh. anhielt. Ab 1569 wird eine Neuauflage des Artusromans, die ursprünglich spanischen Amadis-Historien, über eine französische Bearbeitung in ihrer deutschen Übersetzung zum Dauererfolg. Alle genannten sind schon sprachwissenschaftlich untersucht worden.¹²⁷ (Weitere Titel in den Literaturgeschichten.)

Die Vorliebe des Spätmittelalters für erzählende Prosa führte auch in diesem Genre, wie in verschiedensten anderen Textsorten (vgl. Heiligenlegende, Chronik etc.), dazu, Verswerke in Prosa umzuschreiben bzw. „aufzulösen“. Für die besonders im 15. Jh. beliebten Prosaauflösungen von Versepen gibt Sharma (1969) eine gute Übersicht, getrennt nach Stoffen und Formtypen.

Die Umsetzungen des ‚Gregorius‘ sowie des Spielmannsepos von ‚Herzog Ernst‘ um die Wende vom 14. zum 15. Jh. gehören zu den frühesten. Viele wurden ab 1470 gedruckt, vor allem in Augsburg, wo in den ersten Jahrzehnten des Buchdrucks ein Zentrum deutschsprachiger Prosa entstand.¹²⁸ Bußmann (1969) hat die Prosaauflösung ‚Tristrant und Isalde‘ synoptisch ediert, deren 1. Druck 1474 in Augsburg bei Anton Sorg herauskam.¹²⁹ Die vermutlich nicht viel früher vorgenommene Prosabearbeitung wird den Versvorlagen gegenübergestellt, die auf der Spielmanns-Version Eilharts von Oberg beruhen. Bußmann verwendet drei Fragmente vom Ende des 12. Jhs. und zwei vollständige Hss. des 15. Jhs. Zur synoptischen Ausgabe der ‚Gregorius‘-Hss. von Plate (1983) s.o. S.36, Anm. 76.

Derartige synoptische Textausgaben sind für den Sprachwissenschaftler ein reizvolles Corpus zum Vergleich mittelhochdeutschen und frühneuhochdeutschen Sprachgebrauchs. Allerdings ist auf den einzelnen Sprachebenen, von der Lexik bis zur Syntax, u.U. gesondert zu klären, ob die Prosatexte selbständig in die Sprache ihrer Zeit umgesetzt wurden und somit als Sprachquellen für das 15. Jh. verwertbar sind oder ob sie starke Einflüsse (Interferenzen) der mittelhochdeutschen Vorlage aufweisen. Bisherige Arbeiten, vor allem Vergleiche des ‚Prosa-Tristrant‘ mit den Prosaauflösungen von Wirts von Gravenberg, Wigalois‘ und Johans von Würzburg ‚Wilhelm von Österreich‘, kommen zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen bezüglich der Abhängigkeit oder Selbständigkeit der Prosabearbeiter.¹³⁰ Untersuchungen zur Sprache dieser Prosaauflösungen sind noch selten. Nach früherer Abqualifizierung

127 S. in Teil B zu Langholf (1969), Roloff (1970), Betten (1980b), Simmler (1983) u.a.

128 Genauer Leipold (1974).

129 Ausgabe Brandstetter (1966).

130 Neuere Standpunkte vertreten Brandstetter (1971) und Straub (1974).

bahnt sich in jüngerer Zeit, z.T. aufgrund einer veränderten Einstellung zu den noch nicht auf Originalität zielenden literarischen Intentionen der Prosaschriftsteller des 15. Jhs., eine differenziertere Würdigung an.¹³¹

Es bleibt eine dritte, sehr kleine Gruppe der deutschen Originalwerke dieser Zeit, die für die Untersuchung der Syntax besonders wichtig sind, da nur bei ihnen nicht mit Interferenzen aus dem Französischen (oder Lateinischen) bzw. aus der besonderen Syntax gereimter Vorlagen gerechnet werden muß. Und nur im Vergleich mit ihnen läßt sich die Brauchbarkeit der anderen Texte mit Vorlagen für eine syntaktische Beschreibung des Deutschen feststellen.

Zu nennen ist hier an erster Stelle im 15. Jh. der ‚Fortunatus‘. Inhaltlich kann er bereits als „Vorläufer eines neuzeitlich-bürgerlichen, autochthonen Romans“ betrachtet werden (Wehrli 1980, 866), wie er dann, spärlich, ab Mitte des 16. Jhs. wieder erscheint. Die Stilbewertung des ‚Fortunatus‘ in den Literaturgeschichten ist sehr unterschiedlich. Während z.B. Stammer (1960, 1056) „den umständlichen Verkehrston der süddeutschen Patrizierkreise“ wiederzuerkennen glaubt, lobt Wehrli (1980, 870) den „ausdrucksvollen Wechsel von Hauptsätzen und komplizierter Hypotaxe“ und urteilt, daß hier „eine neue Erzählprosa ungezwungener, freier, volkstümlicher Art erreicht“ sei, die bereits auf das ‚Faustbuch‘ und den ‚Simplicissimus‘ vorausdeute.

Der ‚Fortunatus‘ bleibt lange der einzige originale deutsche Prosaroman – wenn man zum Roman nicht zyklische Sammlungen vor allem von Schwänken hinzurechnet, von denen in jener Zeit viele entstehen. Zu einem Grenzgenre kommt es, sofern sich diese Sammlungen einem einzigen Helden zuordnen, wie im ‚Eulenspiegel‘ (1. Druck 1510/11), oder stets derselben Gruppe von Menschen, wie im ‚Lalebuch‘ (1597). Schwank und Satire sind in der Reformationszeit die vorherrschenden literarischen Gattungen, mit einer Ausnahme: Jörg Wickram aus Colmar, Ratsdiener, Stadtschreiber, Begründer einer Meistersingerschule, schrieb nicht nur Theaterstücke und die berühmteste Schwanksammlung, das sog. ‚Rollwagenbüchlein‘. Sein Hauptwerk sind fünf Romane, erschienen 1539 bis 1556, die, nach Wehrli (1980, 1138), „das hartnäckige Bemühen um diese Gattung [...] eindrucksvoll belegen“. Wickram hat nach all den Vorläufern, die epische deutsche oder fremdsprachige Vorlagen in Prosa übertragen haben, das größte Verdienst um die Ausbildung dieses Prosagenres in Deutschland. Er wird daher gelegentlich auch als ‚Vater des deutschen Romans‘ bezeichnet.¹³²

Zur Bedeutung des hier zuerst nur als Kompositum (Vers- und Prosaroman) gebrauchten Gattungsbegriffs Roman sei an seine Etymologie erinnert: *romanice loqui* heißt (nach Pollmann

131 Ich werde in den Kap. B.II.1.d) über Satzverknüpfungsmittel und B.II.2.a) über analytische Verbformen sowie zur Ausklammerung an Textproben genauer demonstrieren, was solche Vergleiche hergeben können.

132 Sprachliche Analysen seiner Romane von Metz (1945), Meucelin-Roeser (1955), Spriewald (1971, 171ff.) verweisen auf Einflüsse der humanistischen Novelle einerseits und des Schwanks andererseits. Spriewald hält die „Zweiheit von volkstümlich-sprechnaher Erzählweise und rhetorischer Stilisierung“ für ein typisches Stilmerkmal dieser Werke, „die schon weitgehend auf lesende Rezeption eingestellt sind (obwohl sie die Bindung an mündliche Tradierungsformen nicht völlig abstreifen“) (S.209). Mit einer Zusammenfassung über das Neue am Rede- und Erzählstil Wickrams s. Betten (1985b, 31–33).

I, 1974, 70f.) im romanischen Sprachbereich zunächst nur ‚vulgärsprachlich reden‘, im Gegensatz zum Lateinischen. Zur Gattungsbezeichnung wurde das Wort, weil sich z.B. die antikisierenden altfranzösischen Romane als Übersetzung lateinischer Vorlagen gaben: so trifft sich hier *mettre an romans* (‚ins Vulgärsprachliche übertragen‘) mit der Bedeutung ‚einen Roman schreiben‘. Ins Deutsche gelangt der Begriff erst im 30-jährigen Krieg, wenngleich er heute für bestimmte Stoffe und Darstellungsweisen seit dem Mittelhochdeutschen verwendet wird. Wehrli (1980, 851) merkt an, daß er bei der Übernahme, etymologisch korrekt, den importierten romanischen Stoffen galt, „die als solche schon romanhafte, ‚romantische‘ Reize für den deutschen Leser besaßen“.

Die Gattungsbezeichnung im 15./16. Jh. selbst lautete meistens ‚Histori‘ (History/Historia):¹³³ So auch in dem letzten Erzählwerk von Jahrhunderte überdauernder Bedeutung, das ich hier nenne, dem ‚Volksbuch vom Doktor Faust‘, im ältesten Druck von 1587 ‚Historia von D. Johann Fausten‘ betitelt. Obwohl es im Kern die Vita des „Zauberers vnnd Schwartzkünstlers“ beschreibt, ist das Buch erweitert durch Schwänke, Geschichten, Belehrungen etc., die sich auch in anderen Sammlungen dieser Zeit finden. Es kann daher nicht als eigentlicher Roman bezeichnet werden.¹³⁴

Viele Titel müssen hier ausgespart bleiben. Nur zwei Beispiele: Interessant wäre etwa Kaiser Maximilians Selbstbiographie ‚Weißkuning‘, die er ab 1490 zunächst lateinisch, dann aber in Form eines deutschsprachigen Prosaromans zusammen mit einem großen Mitarbeiterstab erstellen ließ; das Textmaterial wurde nach seinem Tode von seinem Geheimschreiber Treitz selbständig weiter redigiert, aber erst 1775 gedruckt.

Noch im 15. Jh. schuf am Münchner Hof Ulrich Füetrer nicht nur eine Bayern-Chronik in Prosa, sondern auch einen ‚Prosa-Lancelot‘-Roman, den er aber später, gemäß dem konservativeren Geschmack des Münchner Hofes in jener Zeit, in ein großes Verswerk umdichtete, obgleich andernorts längst die Prosaerzählung die Führung übernommen hatte.

β) Kurzgeschichte, Novelle, humanistische Kunstprosa

Überblicke: H.O. Burger (1969), Könniker (1972), Rupprich (1970, 81ff., 373ff.), Wehrli (1980, 834ff.).

Mit Roman oder Schwanksammlung ist das Prosaschaffen von literarischem Anspruch im Spätmittelalter noch lange nicht erschöpft. Vor allem die Humanisten sind es, die in Auseinandersetzung mit antiker und zeitgenössischer lateinischer und italienischer Literatur weitere Prosagattungen in der deutschen Sprache heimisch machen. Damit vollzieht sich zugleich „als Zeichen eines neuen Stilwillens eine entschlossene, unmittelbare Wendung zur bewußten rhetorischen Formpflege“ (Wehrli 1984, 141).

Im Umfeld der Bemühungen des Prager Kanzlers Johann von Neumarkt um einen kultivierten Prosastil (s.o. S.48) ist zunächst eine literarische Einzelleistung dieser sog. böhmischen Frührenaissance zu nennen, die ohne seine „Pioniararbeit“ nicht denkbar wäre: Als „Wunder der

133 Zur Bedeutung dieser Bezeichnung für das Gattungsproblem (die Herkunft des Prosaromans aus verschiedenen Gattungen und das Bemühen der Autoren, „die Historie in der Historie zu verankern“) s. Müller (1985, 61ff.; Zitat 67).

134 Die Hss.-Situation – Vorlagen und Abhängigkeiten – ist kompliziert. In einer sprachwissenschaftlichen Diss., die Änderungen in Wortschatz, Satzverknüpfungsmitteln und Wortstellungen zwischen den Fassungen vergleicht, hat Klusemann (1977) einen methodisch beachtlichen Beitrag zur Klärung der Abhängigkeitsverhältnisse geliefert.

spätmittelalterlichen Prosa“ preist Wehrli (1980, 839) „Das Streitgespräch des Ackermanns mit dem Tod“ Johanns von Tepl [bzw. Saaz]. Charakteristisch für die böhmische Kunstprosa des 14. Jhs., die ein Vorläufer der humanistischen Kunstprosa des 15. Jhs. in Deutschland war, ist ihre höchst kunstvolle Rhetorik wie auch ein komplizierter, ausgeklügelter Satzrhythmus mit besonderen Kadenztypen am Satzschluß (lat. *cursus*). Typisch für die Syntax sind parallele Satzgefüge, wie sie in der antiken Rhetorik gepflegt wurden. Waren die „bei Johann von Neumarkt noch meist zweigliedrig, so sind sie im ‚Ackermann‘ bevorzugt sogar dreigliedrig. Dieser Stil wirkt bis in die humanistische Kunstprosa des 15. Jhs. bei Eyb, Wyle, Steinhöwel, Hartlieb u.a.“¹³⁵

Im 13./14. Jh. beginnt, zunächst vereinzelt, die Entstehung der Kurzgeschichte mit Umsetzungen von Versnovellen Strickers und Konrads von Würzburg. Sie wird im 14./15. Jh. u.a. mit Eindeutschungen lateinischer Geschichtssammlungen wie der ‚Gesta Romanorum‘ und des ‚Dialogus miraculorum‘ fortgesetzt. Die Abgrenzung zur Novelle ist nicht immer scharf. Vor allem im 15. Jh. bringen humanistisch gebildete Deutsche, die in Italien studiert haben, lateinische und italienische Novellen sowie andere Werke der neuen italienischen Renaissance-literatur nach Deutschland. Sie werden in immer neuen Bearbeitungen und Sammlungen begierig aufgenommen. Zwei der bedeutendsten deutschen Autoren sind Niklas von Wyle und Heinrich Steinhöwel, die Novellen Petrarca aus dem Lateinischen und Boccaccios aus dem Italienischen übertragen. Es bilden sich neue Konventionen eines von rhetorischen Mitteln geprägten Übersetzungsdeutsch aus, das oft als humanistische Kunstprosa bezeichnet und dem angeblich schlichteren (älteren) Stil der Legenden- und Romanprosa gegenübergestellt wird.¹³⁶

Niklas von Wyle veröffentlichte 1461 18 Übersetzungen (darunter Novellen, Briefe, Traktate), genannt ‚Translatzen‘ oder ‚Tütschungen‘. Er ahmte die lateinische Grammatik und Rhetorik im Deutschen möglichst direkt nach. Sein Übersetzungsprinzip war ‚Wort für Wort‘ (*wort ûz wort*). Stammler (1960, 1060) tadelt, er habe die deutsche Sprache damit „in lateinische Wege“ gezwungen; „die fremden, wohlgegliederten, verschränkten und doch wieder sich auflösenden, langen Satzkonstruktionen, die strenge Logik der lateinischen Syntax“ hätten ihm imponiert. Beim damaligen Publikum (und auch in den heutigen Literaturgeschichten) erfreut sich daher der Übersetzungsstil Heinrich Steinhöwels größerer Beliebtheit, der *sin ûz sin getütschet* hat, also sinngemäß.

Die Opposition *wort ûz wort* versus *sin ûz sin* spiegelt den Streit der deutschen Humanisten um die rechte Weise des Übersetzens in die Muttersprache wider. Steinhöwels Position geht letztlich schon auf Horaz’ ‚Ars poetica‘ zurück. Kuhn (1980a, 79f.) will diese Kontroverse in einem größeren Zusammenhang gesehen wissen: Auch die im 15. Jh. verstärkten „Widerstände gegen Übersetzungen im religiösen und wissenschaftlichen Bereich“¹³⁷ „richten sich gar nicht gegen eine

135 S. dazu Wenzlau (1906) und (für die Mystik) M. Schmidt (1986).

136 Vgl. o. S. 34 mit Anm. 69. Wehrli (1984, 192) betont jedoch auch, daß mit der „Unterscheidung verschiedener Stilhöhen und der Forderung jeweiliger Angemessenheit [...] jede Art von Prosa auf ihre Weise Kunst“ werde, „nicht nur die eigentliche ‚Kunstprosa‘.“ Wenn in vielen Gattungen vor allem der geistlichen Erzählprosa in Anlehnung an den *sermo humilis* der Bibel „auf jeglichen Ornatus“ verzichtet wird (so Ruh 1978a, 178 zur Legende), so ist dies eine bewußte stilistische Entscheidung, die sich für die ganze Gattung auswirkt. Damit kann jedoch nicht jede Art von Simplizität einzelner Texte erklärt werden, andere Gründe (wie Nähe zum Mündlichen, Unbeholfenheit im schriftlichen Ausdruck u.a.m.) müssen von Fall zu Fall weiterhin mit erwogen werden.

137 Kuhn erinnert an das Edikt des Mainzer Erzbischofs von 1485, der seine „Ablehnung

Popularisierung als solche“, sondern „gegen ihren möglichen zu direkten Gebrauch durch die Laien“. Ähnlich beziehe sich „die Stil-Kontroverse“ zwischen Steinhöwel und Wyle „ganz und gar nicht auf die ‚Deutschheit‘ der Übersetzungssprache, wie man bis heute mißversteht, sondern auf das je gemäßigere ‚ad fontes‘ der Übersetzung“. Reflexionen über diese Angemessenheit, mit Schwerpunkten einerseits auf der Text-treue, andererseits auf dem Adressatenbezug, kennzeichnen ja bereits die Übersetzungsdiskussion des 14. Jhs.:¹³⁸ Den Ausschlag für das eine oder andere Übersetzungsprinzip gab, ob die Übersetzung zum lateinischen Text hinführen bzw. die deutsche Sprache an der lateinischen schulen sollte oder ob sie dem „ungelehrten“ Laien vornehmlich die Inhalte der Vorlage in einer sprachstilistisch angenehmen, eigenständigen, ihm vertrauten Weise präsentieren wollte.¹³⁹

Steinhöwel selbst ging es wohl weniger um die Vermittlung eines bestimmten Stils als um volkstümliche Belehrung und Unterhaltung. Sein erfolgreichstes Werk war die Übersetzung der ‚Fabeln des Äsop‘, eine aus verschiedenen Quellen schöpfende Sammlung von Tierfabeln, angereichert mit Schwank- und Exemplarliteratur italienischer Autoren.¹⁴⁰ Seine ungezwungene, verständliche Wiedergabe des lateinischen Satzbaus hat sich in der späteren Übersetzungsliteratur durchgesetzt, zumal auch Luther sich in seinem ‚Sendbrief vom Dolmetschen‘ (= Übersetzen) entschieden für die freiere, dem Deutschen angemessene Wiedergabe einsetzte und diese vorbildlich selbst praktizierte.

Neben Wyle und Steinhöwel stehen weitere namhafte humanistische Übersetzer wie Heinrich Schlüsselfeld, Albrecht von Eyb oder am Münchner Hof der Arzt Johann Hartlieb, der mit Sibylle, der Tochter Albrechts III. und der Agnes Bernauerin, verheiratet war und für seinen Schwiegervater und dessen zweite Frau verschiedenartige große Texte aus dem Lateinischen in deutsche Prosa übertrug. Nach Wehrli (1980, 880) paßte er sich seinen Vorlagen relativ beweglich an, übersetzte jedoch „gewöhnlich frei“. Sein Alexanderroman (1443) wird ein Bucherfolg für Jahrhunderte. Antike Stoffe wurden vielfach wiederaufgegriffen, und nun, im Gegensatz zu ihrer früh- und hochmittelalterlichen Rezeption, in Prosa übertragen, so etwa der Trojastoff schon 1392 von Hans Mair aus Nördlingen: die Druckfassungen ab 1470 werden ein dauerhafter Erfolg. Daneben gibt es eine Reihe weiterer, ebenfalls erfolgreicher Prosabücher über den trojanischen Krieg (s. Stammler ²1960, 1040ff.).

Nach Ruh (1978a, 178) bewegen sich diese Übertragungen zwischen den oben skizzierten Übersetzungspositionen, „doch bleibt die strenge Wörtlichkeit die Ausnahme [...]. Die meisten zielen auf eine eindeutige Vermittlung des Inhalts ab, wobei [...] die Reduktion stilistisch-rhetorischen Aufwands“ als fast durchgehendes Bearbeitungsprinzip angesprochen werden könne.

jedweder theologischen Übersetzungsliteratur mit der Behauptung“ begründete, „daß die deutsche Sprache nicht über die erforderlichen Ausdrucksmittel verfüge, um den Sinn lateinischer Texte angemessen wiedergeben zu können“ (Zitat Schreiner 1984, 299).

138 Vgl. nochmals o. S. 30 mit Anm. 50 zu Ulrich von Pottenstein und dem Übersetzungsprinzip der *ymbred* gegenüber anderen Positionen der ‚Wiener Schule‘.

139 Vgl. Koller (1984) zu den verschiedenen Übersetzungshaltungen und -theorien vom Althochdeutschen bis Neuhochdeutschen (zum 14./15. Jh. S. 41f.).

140 Zu „Geschichte und Funktion“ der Äsopischen Fabeln durch das gesamte Mittelalter bis Steinhöwel s. Grubmüller (1977).

III. Gründe für die Entstehung der deutschen Prosaliteratur im Spätmittelalter und Erwartungen an ihre sprachstilistische Analyse

1. Gründe für den Übergang zu deutscher Prosa

In II.2. wurden zu jedem Textsortenbereich separate Begründungen für die Wahl der Darstellung in deutscher Prosa wiedergegeben. Wie gesehen, handelt es sich um verschiedenartige Vorgänge, nämlich zum einen um den Wechsel von der lateinischen zur deutschen Sprache, zum anderen um den von der Versdichtung (fremdsprachige oder deutsche Vorlage) zur Prosa. Gewiß ist es legitim und auch wichtig, die Gründe in den einzelnen Gattungen/Textsorten getrennt zu untersuchen. Es zeigte sich jedoch, daß die Übergänge fließend sind in einer Zeit, in der „neue Gattungsrelationen und veränderte Gebrauchssituationen entstehen“ (R. Schnell 1984, 235). Durch die „Literarisierung der dt. Sprache“ kommt es nicht nur zu einer „Konkurrenz von lateinischer und volkssprachlicher Literatur“, durch die sich das „Verhältnis von deutscher und lateinischer Sprache und Literatur entscheidend“ ändert: vielmehr gehört wohl auch „das neue Verhältnis von Vers und Prosa im 14./15. Jahrhundert“ in „diesen großen Zusammenhang“ (ebd., 219, 235). In der heutigen Forschung ist man sich soweit einig, daß das Aufkommen neuer deutscher Prosagattungen (wie z.B. des Prosaromans) nicht als „isoliertes Phänomen“, sondern im „Zusammenhang dieses Prozesses“ zu betrachten ist, „der seit dem 13. Jahrhundert Historiographie, sog. Fachschrifttum, geistliche Texte, Legendendichtung und schließlich auch fiktionale Texte erfaßt“ (Müller 1985, 16).¹ Die Akzente werden allerdings z.T. sehr unterschiedlich gesetzt. In der Debatte Vers versus Prosa zeigen dies etwa die neueren Beiträge von Besch (1972), Ruh (1978a, 175ff.), Mertens (1979), R. Schnell (1984), Müller (1985), Haug (1985).²

Besch (1972, 746) macht zunächst darauf aufmerksam, daß den zeitgenössischen Autoren das Bewußtsein gefehlt habe, „an einem entscheidenden Wendepunkt zu stehen – was ja, bekannterweise, für fast alle Umbruchs- und Übergangszeiten gilt“. Gelegentlich geäußertes „Mißbehagen an der Reimverbinding“ sei noch im 15. Jh. relativ unartikuliert, jedenfalls kaum als grundsätzliche „poetologische Wertung[.]“ geäußert, und zwar in allen Ständen, nicht nur im Bürgertum. Im Gegenteil, die Auftraggeber für Prosa waren häufig Adelige,³ wie etwa der unbekannte Bearbeiter des ‚Prosa-Wigalois‘ (einer Auflösung von Wirnts von Gravenberg ‚Wigoleis vom Rade‘) in einer Hs. von 1472 berichtet:

1 Zu dieser Reihenfolge vgl. o.S. 48f., Anm. 117 zu R. Schnell (1984, 230f.); Haug (1985, 237ff.) begründet von der Funktion der Prosa als Form der Wahrheit (nach lateinischem Vorbild), die von der Historiographie auf die anderen Gattungen übergeht, auch die in Deutschland im Vergleich zu Frankreich wesentlich spätere Wendung des Romans zur Prosa aufgrund einer anderen literarischen Situation.

2 Besonders starke Rückbezüge bestehen von Mertens und Schnell zu Besch und von Müller zu Schnell. Schnell setzt sich außerdem intensiv mit Thesen E. Köhlers ‚Zur Entstehung des altfranzösischen Prosaromans‘ (1955) auseinander. – Haug (1985, 239ff.) faßt die Forschungsgeschichte unter Einbeziehung der Romanistik zu den Verhältnissen in Frankreich zusammen; zur gesamten Romania s. Stempel (1972).

3 Mit weiteren Argumenten gegen die heute widerlegte Zuordnung Adel/Versdichtung vs. Bürgertum/Prosa s. R. Schnell (1984, 214), ausführlicher R. Schnell (1978, 24ff.); vgl. auch Kästner/Schirok (1985, 1176f.).

*Durch etlich Edel und auch andere Ehrliebende Personen, Mann unn Frauen gebetten worden, jnen zu lieb die History ungereimbt zu beschreiben.*⁴

In alldem Auftrag war schon Ende des 12. Jhs. die Prosaverdeutschung des ‚Lucidarius‘ vorgenommen (s.o.S. 44f.), was die gereimte(!) Vorrede festhält:

*sine capellane er hiez
die rede suchen an den schriften
und bat daz sie ez tichten
an rimen wolden
wan sie ensolden
nicht schriben wan die warheit
als ez zu latine steit.*⁵

Hier wird ein berühmtes Argument für die Wahl der Prosa angeführt, das zugespitzt als sog. Lügenvorwurf gegen die Reimdichtung in den verschiedensten Gattungen (häufig in den Prologen) zu finden ist.⁶ Die Stelle im ‚Lucidarius‘ ist aber wohl hauptsächlich nur so zu interpretieren, daß die „dem Reimzwang nicht unterworfenen Form“ vom „Auftraggeber als Voraussetzung für die *warheit* – d.h. die sachliche Richtigkeit nach der lateinischen Quelle – angesehen“ wird (Unger 1969, 224).⁷ – Der Wahrheitsanspruch der spätmittelalterlichen Prosa wird auch häufig mit dem Prestige der Hl. Schrift begründet: Genau in jenem Zeitraum erfolge erst „die eigentliche ‚nationale Aneignung‘ der Bibel und mit ihr des theologischen Schrifttums“; die Verwendung dieser Prestigeform gebe den „Verbindlichkeitsanspruch des Autors“ wieder (Ruh 1978a, 176).⁸

Nochmals einen anderen Gesichtspunkt speziell zur Prosaform des ‚Lucidarius‘

4 Zitiert nach Besch (1972, 749), der sich auf F. Schneiders (1915) Wiedergabe stützt.

5 Zitiert nach Besch (1972, 754), der die Edition F. Heidlaufs (1915) benützt. Besch (S. 752) weist auch darauf hin, daß den deutschen Autoren dieser Zeit „noch kein Terminus für das Faktum ‚Prosa‘ zur Verfügung steht“, sondern ex negativo definiert werde: *âne rime*, obwohl das lateinische Wort schon im Althochdeutschen belegt sei und im Französischen *prose* verwendet wurde. – Zum „theoriegeschichtlichen Kontext“ des ‚Lucidarius‘-Prologs s. Haug (1985, 235ff.). Grundsätzlich zur Funktion solcher Prologe Unger (1969); speziell zum Wahrheitsanspruch in Prologen Kästner/Schütz (1983, 453ff.).

6 Zur Auseinandersetzung mit dem Lügenvorwurf (unter Zurückweisung von Argumenten, die darin einen Hauptgrund für den Übergang vieler Gattungen zur Prosa sehen wollten) s. R. Schnell (1984, 215ff.). Er weist u.a. darauf hin, daß dieser bereits spätantike Topos nie allein auf die Opposition Vers-Prosa eingeengt werden könne, sondern stets in einem weiteren Kontext stehe (z.B. mündliche vs. schriftliche Quelle oder Rechtfertigung der Übersetzung gegenüber der lateinischen Vorlage wie beim ‚Lucidarius‘). Nach Müllers (1985, 18) Ansicht schießt Schnells Kritik jedoch „übers Ziel hinaus“, da die Prosa immerhin in den Gattungen dominiere, „deren Wahrheitsanspruch unbestritten ist: in der Fachliteratur, zumal der Historiographie“.

7 Vgl. Haug (1985, 242f.) mit einem französischen Beleg von 1206, daß die Prosa erforderlich sei, „da der Vers es notwendig macht, Worte hinzuzufügen, die nicht durch die Vorlage gedeckt sind, diese also verfälschen“. Ähnlich R. Schnell (1984, 217) aus der Übersetzung eines französischen Prologs um 1226 (zitiert nach E. Köhler): es gebe schwerlich eine gereimte Geschichte, „in die keine Lüge um des Reimes willen eingefügt ist“. S. auch Besch (1972, 754); Stempel (1972, 587) spricht von „Treue gegenüber dem Original“.

8 Vgl. Wehrli (1984, 182ff.) im Kapitel „Prosa, Vers und Reim“ zum Verhältnis Prosa und Bibel; ferner Haug (1985, 17ff.): s. bereits o.S. 12 mit Anm. 21.

(als Vorbild für die Nachfolgenden) bringt Steer (1987a, 347) ins Spiel: Heinrich lehne den „Vers als die herkömmliche dem *illitteratus* zuge dachte sprachlich-stilistische Vermittlungsform [...] aus dem Anspruch auf Teilhabe am Wissen der lateinisch Gebildeten ab“.

Weitere Gründe für den Formenwandel werden in Eigenschaften des Prosastils, in den Reproduktionsbedingungen und im fortschreitenden Wandel der Sprache gesucht: Als Qualitäten der neuen Prosa gelten „Unmittelbarkeit, Nähe, Eindeutigkeit und Linearität“ (Ruh 1978a, 178).⁹ Dieses Stilideal wird weitgehend dem neuen Lesepublikum der Bürger zugeordnet, die darin Werte ihrer täglichen Erfahrungswelt gespiegelt sehen. Hinzu kommt der Wandel der Übermittlungssituation: Mit der Zunahme des Lesens und Schreibens bei immer mehr Laien entfällt die gedächtnisstützende Funktion der Versdichtung.¹⁰ Wenn Besch (1972, 762) anführt, daß die feinen Nuancierungen der Versdichtung, die vom Vortrag lebt, nur dem Ohr „zum Genuß werden“, während sie das Auge achtlos überlese, so erschwert die Versform nach Mertens (1979, 284ff.) für die stille Eigenlektüre, bei der repräsentative Vortragselemente entfallen, sogar das Sinnverständnis. Die Prosaauflösungen der Epen im 15. Jh. seien höchstwahrscheinlich in Zusammenhang mit dieser „Ausbreitung der Privatlektüre“ zu sehen.¹¹ Daß sich bei der Legendenliteratur der Übergang vom Vers zur Prosa schon ein Jahrhundert früher vollzieht, deutet Mertens aus deren Gebrauchssituation als „Tischlesung“ in Ordensgemeinschaften, beginnend in den Frauenklöstern. Ursprünglich seien nur erzählende Texte wie Episteln, Evangelien vorgelesen worden, für die ein besonderer Rezitationston existierte, der *accentus*, der sich vom Vortragston für gebundene oder evokative Texte, dem *concentus*, unterschied (S. 282). Dieser alteingebürgerte Vortragsusus habe beim Übergang zu deutschsprachigen Texten die Wahl der Prosaform bestimmt.¹²

9 Angeführt werden besonders die Kürzungstendenzen in Form und Gehalt. Dazu R. Schnell (1984, 220ff.): Das *brevitas*-Ideal gelte ebenso für einige Bearbeitungen von Versdichtungen, in denen die Versform beibehalten werde, und tauche „in der lateinischen (hagiographischen und historiographischen) Literatur früher auf als in der deutschen“ (S. 224): vgl. o. S. 48f., Anm. 117. Wie Schnell sieht auch Müller (1985, 17) hierin einen Verweis „auf veränderte Leserexpectationen“; die „Verbindung von *brevitas* und Prosa“ rücke „letztere in den Kreis lebenspraktisch verbindlicher Interessen“. Vgl. Besch (1972, 759): „Prosa als schlichte, zupackende, auf die ‚substantz‘, d.h. den Stoff gerichtete Aussageform“. Ähnlich Henne (1978, 334) über die Entsprechung von spätmittelalterlicher/neuzeitlicher Welterfahrung und Prosastil – dagegen wiederum Müller (1985, 15): „Prosa als Abkürzung für eine nüchtern-rationale, vom Bürgertum dominierte Welt“ sei eine „historische Projektion der Nachromantik“.

10 Dies wird dadurch bestätigt, daß auch im 15. Jh. noch umgekehrt Umformungen von der Prosa zum Vers vorkamen, und zwar genau da, wo nur von mündlicher Vermittlung eines Textes ausgegangen werden konnte. So werden etwa im Meistersang des 15. Jhs. Prosaauflösungen ursprünglicher Verslegenden wieder neu in Liedern gereimt, da diese nicht gedruckt werden durften, sich aber trotzdem einprägen sollten: vgl. Mertens (1979, 286). (S. heute noch die Funktion von Merkversen oder Reimbüchern für Kinder zum Vorlesen!).

11 S. aber wiederum R. Schnells (1984, 215, 236 Anm. 9) Literaturhinweise auf neuere Skepsis gegenüber der „Zuordnung von Vers/Hören und Prosa/Lesen“; ebenso Müller (1985, 21f.) oder Stempel (1972, 590).

12 In ähnlichem Rezitationston, der als weniger ermüdend als eine Lesung mit Sprechstimme

An innersprachlichen Ursachen werden ferner die „sprachlichen Veränderungen vom 13. bis zum 15. Jahrhundert“ genannt:

„Allein schon die Berücksichtigung der auffälligsten lautlichen und morphologischen Neuerungen in den einzelnen Schreiblandschaften durch die Kopisten von Texten der ‚Blütezeit‘ und über sie hinaus zerstörte weitgehend Rhythmik und Reimgefüge. Erstreckte sich der Neuerungswille auch noch auf Wortschatz, Wortbedeutung und Syntax, so blieb von der künstlerischen Aussage nichts mehr übrig“ (Ruh 1978a, 176).

Ein zeitgenössisches Zeugnis von vielen für die Unverständlichkeit der mittelhochdeutschen Reimdichtung im 15. Jh., aber auch für den Geschmackswandel, liefert der Bearbeiter des ‚Prosa-Tristrant‘ (s.o.S. 52) im Nachwort des Drucks von 1484:

*Von dyser hystorj hat vonn erste geschriben der maister von Britanie. vnnd nach mals sein büch gelühen einem mit namen Filhart von oberet. der hat es darnach in reym geschriben. Aber von der leüt wegen die söllicher gereymter bücher nicht genad haben. auch etlich die die kunst der reymen nit aigentlich versteen kündent hab jch Vngenannt dise Hystorj in die form gebracht. Wo aber jch geirret hab bitt jch zů bessern. die dz lesen. oder abschreybent.*¹³

Besch (1972, 762ff.) betont neben der „Verwilderung des Verses in einer Übergangszeit“ noch die „sprachlandschaftlichen Barrieren“ speziell im 15. Jh., in dem es „keine verbindliche Literatursprache mehr“ gab, sondern nur landschaftliche Schreibdialekte: Der Reim sei deswegen „in seiner Dialektgebundenheit nicht mehr transponierbar für ein größeres Publikum“. Ruh (1978a, 176) führt außerdem „den durch langen Gebrauch eingetretenen Verschleiß der künstlerischen Formen, vor allem des viertaktigen Reimpaarverses, aber auch der Strophenmodelle“ an.

All diese Gesichtspunkte des Sprach- und Formenwandels haben für den Übergang zur Prosa gewiß Bedeutung,¹⁴ erklären ihn jedoch allein nicht ausreichend. In einem gewissen Widerspruch dazu steht z.B., daß gerade im 15. Jh. die mittelhochdeutschen Versdichtungen noch häufig abgeschrieben wurden.¹⁵ Wohlhabende Bürger, die sich um adelige Lebensformen bemühten, und auch der Adel selbst gaben große Prachthandschriften für die epische Dichtung in Auftrag, was nicht nur für die Wertschätzung, sondern auch für eine ausreichende Verständlichkeit der Texte sprechen dürfte.¹⁶ Irritierend wirkt ferner, daß in vielen Gattungen, wie etwa bei den Urkunden, die Zahl der auf deutsch verfaßten Schriften zwar kontinuierlich zunimmt,

galt, wurden z.B. auch Urkunden öffentlich vorgetragen, vgl. Mertens (1979, 283). Zu Mertens s. Wehrli (1984, 189f.).

13 Zitiert nach der Edition Brandstetter (1966, 197f.). Zu derselben Stelle s. auch Besch (1972, 749ff.).

14 Daß eine „so komplexe Erscheinung wie das Eintreten und kontinuierliche Anwachsen der Prosa-TSS“ nicht monokausal zu erklären ist, akzeptieren wohl mittlerweile alle: vgl. mit einer kurzen Zusammenfassung Kästner/Schirok (1985, 1173).

15 Vgl. R. Schnell (1984, 215), Müller (1985, 17).

16 Zwei berühmte Beispiele sind ‚Das Buch der Abenteuer‘, das Ulrich Füetrer (vgl. o. S. 49, 54) 1473–1478 für Albrecht IV. von Bayern kompilierte, und das sog. ‚Ambraser Heldenbuch‘, das Kaiser Maximilian I. 1504–1516 schreiben ließ (s. Wehrli 1980, 815). Auch unter den Frühdrucken überwiegen normalerweise nicht, wie bei den Augsburger Druckern, deutsche Prosaserzeugnisse, sondern eher prachtvolle Epenausgaben, wie etwa bei dem Bibeldrucker Mentel in Straßburg. Genauer s. Becker (1977).

dennoch aber sowohl vom niedrigen Adel wie auch von den Stadtbürgern noch lange häufiger Latein verwendet wurde.¹⁷ Sodann ist auch im 14./15. Jh. „die Funktionsverteilung von Vers und Prosa und von Latein und Deutsch nicht immer klar erkennbar“.¹⁸

Bleibt die Frage nach den Ursachen des Sprach- und Formwandels also letztlich unbeantwortbar? Besch (1972, 765) wendet sich dagegen, die oben genannten Gründe nur als „äußere“ abzutun: Bei den von der älteren Germanistik gesuchten „inneren“ Gründen gerate man „leicht auf unsicheren Boden“.¹⁹ In der gegenwärtigen Forschung zeichnen sich etwa folgende Akzentsetzungen ab: Der „soziologische Erklärungsversuch“, „daß die Volksschichten, die des Lateinischen nicht mächtig waren, den Gebrauch der deutschen Sprache durchgesetzt hätten“ und eine „allmähliche Abkehr von veralteten Bildungsvorstellungen“ (Eggers III, 1969, 27) erfolgt sei, wird durch detaillierte Forschungen zu Adressaten/Publikum und Gebrauchssituationen der spätmittelalterlichen Literaturgattungen und Alltagstextsorten modifiziert. Zentrale Gesichtspunkte sind die „Vermehrung und Verbreitung von Wissen“ und die sozialen und religiösen Bedingungen für (und auch Widerstände gegen) „die Verbreitung volkssprachlicher Übersetzungsliteratur“.²⁰ „Die Geschichte der Laienbildung im späten Mittelalter“ erweist sich dabei als „ein Paradigma für die Verklammerung geistiger, religiöser und sozialer Tatsachen“ (Schreiner 1984, 352). Das Verhältnis der deutschsprachigen Literatur zur lateinischen wird jedoch nicht nur aus der Sicht behandelt, daß immer mehr Menschen lesen und schreiben konnten, die des Lateins nicht mächtig waren und nach Übersetzungen religiöser und weltlicher Texte verlangten. Vom 12. bis 16. Jh. ist diachron wie synchron mit recht unterschiedlichen Einstellungen zur lateinischen Sprache zu rechnen, was allein schon die übersetzungstheoretischen zeitgenössischen Äußerungen belegen. Zum einen wirken lateinische Literatur und Sprache als Vorbild bei der ‚Literarisierung‘ der volkssprachlichen Prosa in den verschiedensten Textsortenbereichen, in denen vorher allein Latein üblich war.²¹ Das gilt immer wieder, ganz besonders aber für Renaissance und Humanismus. Die lateinischen Vorlagen bestimmen sowohl die Wahl der Prosa als solche²² wie auch die allmähliche Ausdifferenzierung der deutschen Literaturgattungen und Gebrauchstextsorten. Das Übersetzen in den zweisprachigen Humanistenkreisen (z.T. bewußt als stilistische Übung) führt zu einer Virtuosität, der besonders im Bereich der literarischen deutschen Prosa manche neuen Ausdrucksformen zu

17 Vgl. Eggers (III, 1969, 27f.), der daraus folgert, man müsse „die Frage nach den Ursachen in der Schwebe lassen“.

18 R. Schnell (1984, 233) mit Beispielen.

19 Besch (1972, 760f.) gibt Beispiele aus den 20er Jahren. Ähnlich Mertens (1979, 266) zu Stammler, der „den gotischen Menschen für die Prosa“ verantwortlich mache (vgl. Stammler ²1960, 1049), während andere das höfische Individuum mit dem Vers, die Prosaform hingegen mit der erwachenden Individualität im Spätmittelalter in Zusammenhang bringen. Besch: „ein Formelement“ dürfe nicht „gleichsam zum Bannerzeichen eines neuen Menschenbildes hochstilisiert“ werden (S. 765).

20 Kapitelüberschriften bei Schreiner (1984, 262, 278).

21 Stempel (1972, 586) weist darauf hin, daß die versgebundene Sprache weithin ein „Medium sui generis“ war, die kaum in Konkurrenz zum Lateinischen stand, sondern „sich eigene literarische Bereiche erschloß“.

22 U.v.a. Haug (1985, 246).

verdanken sind.²³ Andererseits gibt es auch negative Einschätzungen bzw. bewußte Distanzierungen vom Lateinischen. Ruh (1986a, 25) erklärt die Wendung der Mystiker zur Volkssprache z.T. aus „den historischen Ausformungen der Sprachen als solchen“:

„Das Latein hatte sich seit dem 12. Jahrhundert zwar zu einer perfekten und höchst differenzierten Gelehrten- und Schulsprache entwickelt, war jedoch kaum mehr ein Medium, das innovatorische Impulse aufzunehmen in der Lage war.“

Während im Lateinischen „die Möglichkeiten der Wortbildung und der Syntax“ durch die „lange Schrifttradition sehr fest geworden“ seien, habe die volkssprachliche Prosa, in der „die Grenzen des schlichten Gebrauchs“ noch kaum je überschritten worden waren, die „Chance der Erweiterung, der Neubildung“ geboten, um darin „jenseits der üblichen Erfahrungswelt Liegendes auszusprechen“. – In anderen, prosaischen Verwendungsbereichen wurde das Lateinische von vielen als zunehmend „dunkel“ empfunden (z.B. in Urkunden) oder, im 16. Jh., von reformatorischen Kreisen gar als Sprache der „vnwarheit“.²⁴

Abschließend sei noch festgehalten, daß in der Literaturwissenschaft heute – wie in der Sprachwissenschaft, was noch zu zeigen sein wird – eine textsortenorientierte Sehweise dominiert. So kommt man zu dem Ergebnis, daß „in bestimmten Textgattungen [...] die Prosa allmählich zur Regel geworden“ ist, weil sie „Teilhaber an einer autoritativen Schriftkultur“ anzeigt und weil „die ‚Polyfunktionalität‘ der Prosa“ den neuen Gebrauchssituationen offensichtlich „angemessener“ ist als der Vers.²⁵

2. Erwartungen an sprachstilistische (Syntax)-Analysen

Bei der Vorstellung des mittelalterlichen Prosaschrifttums in A.II. habe ich, soweit möglich, den Blick auf sprachliche Bewertungen gelenkt, die zumindest bei literarischen Texten ein wichtiges Beurteilungskriterium für ihren literaturgeschichtlichen Rang bilden. Nach Kuhn (1968, 17) kann sich das literarische Qualitätsurteil heute

„nicht mehr berufen auf Trennungen von natürlichen und ästhetischen Gegenständen, von subjektiven Lust- und Geschmacksempfindungen und objektiver Welt [...] usw. – sondern nur auf die Sprache selbst, ohne Unterscheidung von Inhalt und Form, Sache und Aussage.“

Allerdings gibt es eine grundlegende Schwierigkeit:

„Das Sprachqualitäts-Urteil über Texte [...] hat es also faktisch einerseits im Unterschied zur historischen Forschung, mit jetzt und hier gegebenen Sachbeständen zu tun: mit bis zu

23 Wie zwittrig jedoch manche Humanisten der Bewertung der volkssprachlichen Texte gegenüberstanden, zeigen einige von Schreiner (1984, 298f.) angeführte Beispiele: So setzte sich Erasmus von Rotterdam zwar „vehement dafür ein, den Lesehunger der Laien durch muttersprachliche Bibelübersetzungen zu stillen“, nahm aber selbst, obwohl er die Bibel vom Griechischen ins Lateinische übersetzt hatte (vgl. o. S. 39), keine Übersetzung in eine Volkssprache vor, da das „Gestammel dieser erbärmlichen Halbsprachen (semilinguae)“ seinem Formgefühl widersprach.

24 Belege bei Schreiner (1984, 308f.).

25 Zitate von Müller (1985, 17, 20, 24).

uns materiell überdauernd gegenwärtigen Sprachgestalten. Andererseits sind seine Kriterien, auch die gegenwärtigen, doch nur historisch veränderliche, von uns zu erforschende“ (S. 16, Anm. 25).

Die Auswirkungen dieses Problems sind gerade in einem so heterogenen, weitgespannten Textbereich wie dem hier behandelten allenthalben zu spüren: Obgleich die Texte etwa acht Jahrhunderte umspannen und weitere vier von unserer Gegenwart entfernt liegen, und obwohl es sich nicht nur, sondern lediglich zu einem kleinen Teil um Werke mit ästhetischem Anspruch handelt, werden Bewertungen fast immer aus der Perspektive heutiger anspruchsvoller stilistischer Standards vorgenommen. Erst vereinzelt weisen neuere Arbeiten mit ausgeprägteren sprachlichen Untersuchungsschwerpunkten auf die Gefahren eines solchen anachronistischen Vorgehens hin. Als Beispiele nenne ich nochmals Margetts' (1969) Anmerkungen zur „Spontaneität“ der mittelalterlichen Predigtcorpora (vgl. o.S. 26f. mit Anm. 38), die lange als direkte Quellen mittel- und frühneuhochdeutscher Mündlichkeit betrachtet wurden, weil man entsprechende Stilmittel (Anakoluthe, Nachträge u.ä.) nicht im Zusammenhang mit dem syntaktischen Entwicklungsstand ihrer eigenen Zeit, sondern aus der Sicht heutiger schriftsprachlicher Normen beurteilte. Verfolgt man diesen Gedanken konsequent, so werden auch viele andere Beobachtungen fragwürdig, besonders zum parataktischen und hypotaktischen Stil und den ihnen jeweils aus heutigem Verständnis unterstellten Leistungen. Selbst ein so plausibel klingender Erklärungsversuch wie Giesecke (1980) Hypothese vom Zusammenhang der Ausbildung hypotaktischer Satzkonstruktionen mit den Verschriftlichungsanforderungen in den komplexen Wissensbereichen der neuen Fachprosa (s.o.S. 43) setzt die üblichen neuzeitlichen Bewertungsmaßstäbe der syntaktischen Formen voraus. In Teil B wird diese Problematik zum Zielpunkt der Diskussion bisheriger sprachwissenschaftlicher Darstellungen.

Besonders auffällig an den literaturwissenschaftlichen Beschreibungen ist ihr impressionistisches, vages Vokabular, das Eindrücke wiedergibt ohne irgendeinen konkreten Hinweis, welche Faktoren für deren Zustandekommen eine Rolle gespielt haben. Hierher gehören allseits beliebte Charakteristika wie ‚schlanke‘ oder ‚kühne‘ Prosa, ‚eleganter‘, ‚geschmeidiger‘, ‚beweglicher‘ Satzbau, aber auch ausgefallener Aussagen wie ‚männlich-kraftvoller‘ oder ‚gotischer‘ Stil etc. Beteuerungen einer ‚neuen Originalität und Intensität‘ der Sprache (z.B. in der Mystik) gehen über diese Behauptung nur selten hinaus oder bleiben recht dunkel. Angesichts dieser ungenauen Beurteilungsgrundlage dürfen die konträren Einschätzungen nicht verwundern, die vielfach zu konstatieren waren. Der „große Sprach-Atem“, den Kuhn (1968, 22) Eikes ‚Sachsenspiegel‘ und ähnlich dem ‚Prosa-Lancelot‘ (1967, 178) zuschreibt, wie auch die „großlinige, ob auch verschachtelte Prosaführung“ (S. 179) drücken Stilbeobachtungen etwas illustrativer aus, können jedoch ebenfalls nicht den Anspruch einer wissenschaftlichen Beschreibung erheben. Andererseits bleiben Versuche „einer exakten Stiluntersuchung“ mit Hilfe der Statistik (wie etwa die von v. Siegroth-Nellessen 1979: vgl. o.S. 26) häufig noch in unanschaulichen Datenerhebungen stecken, ohne den Sprung vom Materialbefund zur -interpretation überzeugend zu schaffen. Die neueste Prosaforschung beginnt die Defizite der bisherigen Stilbeschreibungen zu erkennen, der Ruf nach syntaktischen Analysen wird lauter und häufiger.¹

1 Vgl. nochmals allein zur Sprache der Mystik o. S. 33ff. verschiedene Zitate von Ruh, Haas oder Steer.

Viele Prosatexte, ja -textsorten warten auf erste sprachliche Beschreibungen und Vergleiche. Die Frage nach dem Stellenwert der einzelnen großen frühen Texte für die Entwicklung der Prosa wird durch die Erschließung neuen Materials teilweise differenzierter zu beantworten sein. Vor allem aber diese Entwicklung selbst gilt es zu überdenken. Die Literaturwissenschaft betont zunehmend die Traditionsbrüche in der Geschichte des volkssprachlichen Schrifttums seit den Anfängen im Althochdeutschen.² Wehrli (1984, 287f.) faßt diese Erkenntnis in seinen Anmerkungen über die „einheitliche, autonome, konstante Hoch-, Schrift- und Literatursprache“ im Neuhochdeutschen und ihre Vorgeschichte treffend zusammen:

„Diese zunehmende Konstanz und Verstehbarkeit ist nun allerdings bis ins 16. Jahrhundert hinein nicht der Effekt einer geschlossenen ‚Entwicklung‘, sondern das Ende einer Folge von immer neuen Ansätzen und Versuchen, die sich ablösen“.

Wie B.I.2. erweisen wird, ist diese Position gerade auch für die Sprachgeschichtsforschung noch kein Allgemeingut. Nach der Vorstellung und Zusammenschau der bisherigen Ergebnisse der historischen Linguistik zu Syntax und Stil in Teil B wird diese Feststellung noch einmal aufzugreifen sein.

2 Vgl. Haug (1985, 42) mit Literaturangaben.